

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 55

[www.nyland.de](http://www.nyland.de)  
[nyland@nyland.de](mailto:nyland@nyland.de)

# Wolfgang Körner Lesebuch

Zusammengestellt  
und mit einem Nachwort  
von  
Walter Gödden und Anne Blanken



Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 55

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek  
hg. im Auftrag der Nyland-Stiftung, Köln,  
von Walter Gödden

Band 55

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://portal.dnb.de/> abrufbar.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem und alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlages nicht zulässig.

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln,  
im Aisthesis Verlag  
[www.aisthesis.de](http://www.aisthesis.de)

© 2016 Nyland-Stiftung, Köln  
Umschlaggestaltung: Robert Ward  
ISBN: 978-3-8498-1146-4  
Druck: docupoint, Barleben

## Inhalt

Aus »Versetzung« (1966)	7
Rückkehr im Nebel (1966)	18
Ein freier Schriftsteller (1968)	26
Friedhelm Baukloh: Junge Literatur aus Westfalen (1968)	31
Aus »Nowack« (1969)	37
>Sich Geschichten erzählen lassen<	46
Party (1970)	48
Die Zeit mit Harry (1970)	57
Realistisches aus der Arbeitswelt (1971)	67
Aus »Wo ich lebe«(1975)	71
Die Supp-Kultur und die Tüpen von der Zähne (1975)	75
Aus »Eine Spur von Horst Wessel« (1975)	82
Aus »Und jetzt die Freiheit?« (1977)	90
Aus »Ich gehe nach München« (1977)	98
Aus »Die Zeit mit Michael« (1978)	105
Aus »Büro Büro« (1983)	115
Aus »Kandinsky oder ein langer warmer Sommer« (1984)	125
Satori in Alutgama? (1987)	137
Nachwort	152
Textnachweise	161



*Wolfgang Körner, Autorenlesung 1971.*

## Aus »Versetzung«

Rolf Hagen ging die Treppen zum Keller hinunter, tastete nach einem Lichtschalter. Grelles Neonlicht zuckte auf. Rolf sah einen langen Gang, die Wände bis zur Decke mit Regalen bedeckt. Karteitröge mit unzähligen Karteikarten. Er ging die Regalreihen entlang. Jahrgang nach Jahrgang. Buchstaben nach Buchstaben.

Hier liegt die Arbeit von Jahrzehnten.

Er dachte an Anträge und Bewilligungen, an Eingaben und Ablehnungen, die hier im Keller dem Zerreißwolf und dem Brennofen entgegendämmerten. Rolf fand keine Akten aus der Zeit vor 1957. Merkwürdig, überlegte er, irgendwo müssen doch auch die anderen Akten stehen. Dann aber fiel ihm ein, daß Fürsorgeakten nur kurze Zeit aufbewahrt wurden.

Du hast in der Verwaltungsschule ganz schön geschlafen. Aber beim Bauamt werden die Akten unbegrenzte Zeit aufbewahrt. Er schauderte.

Unbegrenzte Zeit. Jahre, Jahrzehnte. Häuser können abbrennen, zerfallen, vermodern. Ihre Eigentümer können sterben, auswandern, im Krieg umkommen. Die Akten aber bleiben. Sie sind unvergänglich, unsterblich, absolut. Wie war es denn nach dem letzten Krieg? Kaum krochen die Menschen aus den Kellern, gingen die Beamten zu den Plätzen, wo sie ihre Akten untergebracht hatten und sahen nach, was übrig geblieben war. Und dann wurde registriert und gezählt und verglichen und da wurden Listen angelegt und wurde nachgeforscht und als feststand, welche Akten vernichtet waren, wurden Notakten angelegt, wurden längst vergessen geglaubte Nebenakten herangezogen, wurden mühselig aus Karteikarten Fakten ermittelt, wurden neue Akten angelegt, die den gleichen Inhalt hatten wie die vernichteten Vorgänge, jedenfalls soweit das möglich war. Der Mensch ist sterblich, Akten aber sind unsterblich, dachte Rolf.

Plötzlich glaubte er die Menschen zu sehen, mit denen sich die Vorgänge beschäftigten, sah junge und alte Gesichter, greise Gesichter, die Gesichter der Frauen, die im Krieg Fürsorgeunterstützung bezogen hatten, als ihre Männer an der Front lagen.

Rolf glaubte, daß Hände aus den Aktenbergen wuchsen, ihn zu sich ziehen, ihn in die Akten aufnehmen wollten, um ihn zu einem Blatt Papier zu machen: grau, etwas vergilbt, mit längst verblaßten Sütterlinschriftzügen.

Rolf rannte den Gang entlang, stolperte, fing sich wieder, erreichte die unterste Stufe, sprang die Treppen hinauf, zwei Stufen mit einem großen Schritt. Als er Tageslicht sah, ging er langsamer, schaltete das Licht aus, sah, daß der Pförtner schon gegangen war, dem Nachtwächter Platz gemacht hatte. Rolf grüßte, ging am Pförtnerhaus vorbei auf die Straße. Wärme schlug ihm entgegen, der Asphalt dampfte noch, gab die Hitze ab, die er tagsüber in sich aufgesogen hatte. Rolf ging die Herzogstraße entlang. Er sah, daß die Mädchen Sommerkleider trugen. Ein Obstladen hatte Kisten auf den Bürgersteig gestellt. Rolf sah Äpfel und Tomaten, das Gelb der Birnen.

Die Birnen kommen zeitig in diesem Jahr, dachte er, ging in den Laden, wollte ein Pfund kaufen.

»Ich gebe sie Ihnen lieber aus der Kiste hier drinnen«, sagte die Verkäuferin, »die Birnen draußen stehen schon den ganzen Tag auf der Straße. Sie sind vollgestaubt. Man kann hier nichts draußen stehen lassen.«

Rolf stellte sich den Staub vor, der Tag für Tag über der Stadt niederging, verzichtete auf die Birnen.

»Ich lasse es doch lieber«, sagte er entschuldigend, ging aus dem Laden und sah noch, daß die Verkäuferin den Kopf schüttelte.

Vor den Schaufenstern des Tageblattes standen Männer und Frauen und lasen in den ausgehängten Zeitungen.

Wenn Zeigermann schnell arbeitet, ist morgen der Artikel in der Zeitung, überlegte Rolf und versuchte, sich auszumalen, was sich ereignen würde.

Am frühen Morgen wird alles sein wie immer. Ich werde am Schreibtisch sitzen und das Publikum abfertigen. Dann wird Jung in das Zimmer stürzen und wird Zernowski anschreien. Dann wird es ein paar Stunden ruhig sein, und dann wird das Telefon klingeln, Mertins wird einen Bericht anfordern. Wer wird zuerst vermuten, daß ich die Zeitung angerufen habe? Zernowski, Jung? Zernowski wird nicht darauf kommen. Eher der Jung, vielleicht. Der traut mir sowieso nicht über den Weg. Nachweisen kann mir keiner was. Zeigermann hat mir gesagt, daß er auf die Wahrung des Redaktionsgeheimnisses achtet. Aber kann man sich darauf verlassen? Ist es nicht so, daß Zeitungsleute alles versprechen und wenn sie die Meldung haben, nichts gesagt haben wollen? Was kann ich denn machen, wenn die die Redaktion anrufen und der Zeigermann auspackt? Nichts kann ich machen. Aber man muß nicht gleich das Schlimmste annehmen. Der Zeigermann wird die Klappe halten, und wer weiß, ob die überhaupt anrufen? Die werden sich einen Tag lang ärgern, und dann ist der Fall ausgestanden. Die hätten viel zu tun, wenn sie jeder Meldung nachgehen wollten. Und überhaupt: selbst wenn sie herausbekommen, daß ich es gewesen bin. Wer will mir verübeln, daß ich durchdrehe, weil sich keiner um die Alten kümmert? Bitte sehr, meine Herren, werde ich sagen, bitte sehr, ich habe das Beste gewollt. Ich habe alles versucht, bevor ich zur Zeitung ging. Ich war bei der Fürsorgerin, ich war bei dem Leiter der Inneren Mission, ich war bei der Caritas. Von Pontius bis Pilatus bin ich gelaufen, und keiner hat sich um die Frauen gekümmert. Was blieb mir denn übrig? Man kann doch nicht bei allem die Augen zumachen und so tun, als ginge einem das nichts an. Rolf sah auf die Uhr. Halb sechs.

\*\*\*

Rolf fand in seinem Briefkasten eine Mahnung vom Elektrizitätswerk.

Dreiundzwanzig Mark und fünfzig Pfennige! Ich muß das Geld morgen wegschicken, sonst sperren die mir noch den Strom. Er schloß die Wohnungstür auf. [...] In der Küche stand schmutziges Geschirr auf dem Tisch. Es wird höchste Zeit, daß ich wieder einmal aufräume. Er räumte das Geschirr in das Waschbecken und ließ heißes Wasser ein, entschloß sich, nachher in einem Lokal zu essen. Wenn ich koche, habe ich nachher das Geschirr schon wieder schmutzig.

Er spülte die Teller und Tassen, stellte sie zum Trocknen auf die Ablage, wie es Mutter früher auch getan hatte. Vom Turm der katholischen Kirche schlug es sieben. Er schaltete das Radio an. Nachrichten, Sinfoniekonzert, Jazz. Der Zeiger glitt über die Skala. Landfunk, Vortrag über die Stallmistbereitung, Vortrag über die Entwicklung der Börsenkurse. Rolf schaltete das Radio aus, setzte sich in seinen Schaukelstuhl. Er rauchte eine Zigarette.

Zu ärgerlich, die Versetzung! dachte er. Ich muß irgend etwas dagegen unternehmen. Natürlich versetzen sie mich nur, weil sie meinen, ich hätte das Tageblatt informiert. Das habe ich nun davon, ich bin erledigt!

Rolf dachte zum erstenmal daran. Jetzt ist es mit der Zulassung zum Lehrgang nichts mehr. Und als Sekretär verdient man so wenig, daß es gerade zum Leben reicht. Rolf wußte, wie das Leben eines Sekretärs aussieht, wenn er verheiratet ist und für eine Familie zu sorgen hat. Jeden Pfennig umdrehen und nie genug Geld. Die Kinder haben nicht einmal das Spielzeug, das sie sich wünschen, kein funkgesteuertes Flugzeugmodell, und wenn die Frau einen neuen Mantel braucht, muß sie ein Jahr warten. Oder man geht den anderen Weg – Ratenzahlungen!

Rolf dachte an die Kollegen, die alles hatten, die aber an jedem Monatsersten darüber nachdachten, wie sie die Raten alle bezahlen konnten. Und dann fing schließlich die

Frau an zu arbeiten, heimlich, irgendwo draußen am Stadtrand, damit keiner der Nachbarn es erfuhr. Und der Mann saß bis in die Nacht hinein am Küchentisch, froh, wenn er für einen Gemüsehändler die Buchführung machen durfte, weil es ein paar Mark einbrachte.

Dann dachte er an die Vollstreckungsabteilung. Jeden Tag von Haus zu Haus laufen und rückständige Steuern betreiben. Bei jedem Wetter draußen sein, in einem grünen Lodenmantel durch die Stadt gehen, gehaßt von jedem, als Pfändungsknecht gefürchtet.

Rolf stand auf und ging zum Kühlschrank. Gottlob, der Doppelkorn war noch da, er füllte ein Glas, trank es aus. Ich muß irgend etwas dagegen machen, sonst bin ich fertig! Wenn man erst bei der Vollstreckungsabteilung sitzt, ist es aus. Keine Hoffnung auf Beförderung, keine Hoffnung, jemals woandershin versetzt zu werden, nur die Aussicht, bis zum Lebensende rückständige Steuern betreiben zu müssen. [...]

Ich muß mich gegen die Versetzung wehren, das ist es! Es muß doch etwas dagegen zu machen sein, schließlich bin ich ja nicht auf den Kopf gefallen. Wozu habe ich alle Prüfungen auf der Verwaltungsschule mit Prädikat bestanden, mir muß doch was einfallen!

Rolf nahm einen Zettel, um alles aufzuschreiben, was er unternehmen könnte. Erstens: Personalrat, notierte er. Da würde man etwas für ihn tun. Aber er war nicht in der Partei. Egal, dachte er, versuchen kann ich es auf alle Fälle. Wenn sie mir auch nicht helfen, vielleicht geben sie mir einen Ratschlag, was ich tun kann. Zweitens: Personalamt! Ich werde hingehen und um eine Erklärung bitten. Die können mit mir nicht machen, was sie wollen! Ich bin doch keine Maschine, die man heute hier hinstellen kann und morgen da!

Rolf legte den Bleistift aus der Hand und steckte den Zettel in die Brieftasche. Er fühlte sich erleichtert, seitdem er den Zettel hatte: Ich bin noch nicht ganz hilflos, ich kann noch

etwas unternehmen, irgendwie werde ich die Versetzung noch verhindern.

Er stellte das Glas auf die Ablage und die Flasche in den Kühlschrank zurück. Die Armbanduhr zeigte halb acht. Am liebsten möchte ich noch einmal zu Inge fahren. Hier in der Wohnung 'rumsitzen hat doch keinen Zweck. Aber ich kann nicht einfach da hingehen. Ich kenne ihre Eltern ja nicht einmal.

Er suchte eine Illustrierte, aber er fand keine. Er zündete sich eine Zigarette an, setzte sich.

Ich möchte bloß wissen, was mit Inge wird, wenn ich nicht mehr in der Abteilung bin. So hat man sich doch an jedem Tag wenigstens ab und zu gesehen. Aber ich kann mich ja auch mit ihr treffen, wenn ich im Außendienst bin. Vielleicht ist es sogar besser, dann hört endlich die Heimlichtuerei auf! Er schaltete das Radio ein, Tanzmusik, schaltete das Gerät wieder aus.

\*\*\*

Rolf zog sich ein frisches Hemd an und seinen braunen Anzug. Den Mantel muß ich auch mal in die Reinigung bringen, überlegte er vor dem großen Spiegel im Korridor. In der letzten Zeit bin ich ja zu nichts mehr gekommen.

Auf dem Asphalt lag noch Reif. Die Steine waren glatt. Die Windschutzscheiben der Kraftwagen am Straßenrand sahen aus, als beständen sie aus Milchglas. Rolf dachte an Inge. Ich muß sie heute anrufen. Vielleicht können wir uns am Abend treffen. Sie wird es schon schaffen, zu Hause 'raus zu kommen. Ihre Eltern können sie ja nicht einsperren. Ich möchte nur wissen, was sie auf einmal haben. Vorher haben sie sich ja auch nicht aufgeregt.

Ein Pferdefuhrwerk stand am Straßenrand. Zwei Arbeiter mit ledernen Schürzen über ihren Arbeitsanzügen luden Kisten ab. An einer Telefonzelle blieb Rolf stehen.

Ich rufe am besten im Büro an. Sonst sagt Jung, daß ich unentschuldigt fehle. Hoffentlich hat er den Amtsleiter nicht schon angerufen.

Er wählte die Nummer des Rathauses, ließ sich mit Jung verbinden: »Guten Morgen, Herr Jung. Ich bin auf dem Weg zum Arzt. Ich habe die ganze Nacht nicht geschlafen. Ich weiß nicht, was mit mir los ist! Heute morgen habe ich gebrochen, wird wohl nur eine Magenverstimmung sein. Ich hoffe, daß ich morgen wieder ins Büro kommen kann. Ja, ich sage Ihnen nachher Bescheid.«

Rolf hing den Hörer auf die Gabel.

Er hätte mir wenigstens gute Besserung wünschen können! Das Wartezimmer des Arztes war überfüllt. Die Patienten saßen auf zwei langen Bänken, lasen in Zeitschriften. Einige, die keinen Platz gefunden hatten, standen mit dem Rücken an die Wand gelehnt und sahen auf den Fußboden. Das dauert ja drei Stunden, bis ich dran bin! dachte Rolf und klopfte an die Tür des Sprechzimmers. Die Sprechstundenhilfe öffnete.

»Sie sehen doch, daß noch andere vor Ihnen dran sind!«  
»Ich möchte Herrn Dr. Schmidt privat sprechen.« »Wie ist Ihr Name?«

»Hagen von der Stadtverwaltung«, sagte Rolf leise.

»Warten Sie einen Augenblick. Ich sage Herrn Doktor Bescheid.«

Die anderen Patienten sahen Rolf mißtrauisch an. »Ich bin schon seit zwei Stunden hier«, murmelte ein älterer Mann. Auch die anderen Patienten regten sich auf. »Nun beruhigen Sie sich. Ich komme wegen des Desinfektionsapparates. Das Ding muß schließlich repariert werden, wenn es nicht in Ordnung ist.«

Die Tür zum Sprechzimmer wurde geöffnet, eine Frau kam aus dem Zimmer und knöpfte ihren Mantel zu. »Herr Hagen!«

Dr. Schmidt stand auf. »Was haben Sie denen denn draußen gesagt, daß sie ruhig sind?« »Ihr Desinfektionsapparat

ist nicht in Ordnung.« »Kein schlechter Einfall! Wo fehlt's Ihnen?« »Ich habe eine Magenverstimmung. Die ganze Nacht habe ich nicht geschlafen. Ich konnte heute morgen nicht ins Büro gehen.«

»Fühlen Sie sich jetzt besser?«

»Ja, jetzt geht es wieder. Aber es hat keinen Zweck, daß ich heute noch Dienst mache.«

»Soll ich Ihnen etwas verordnen?«

»Es wird schon so gehen.«

»Wie lange soll ich Sie krank schreiben?«

»Nur einen Tag!«

»Aber das lohnt sich doch gar nicht.«

»Ich kann jetzt nicht länger aussetzen. Es ist zuviel bei uns zu tun.«

»Ziehen Sie die Jacke und das Hemd aus. Ich möchte Sie mal abhören.«

Die Membrankapsel des Stethoskops war kalt.

»Warum macht man die Dinger nicht aus anderem Stoff als ausgerechnet Metall?«

Der Arzt lachte. »Wir können sie ja in Zukunft polstern lassen!«

Nach der Untersuchung setzte sich der Arzt an den Schreibtisch und schrieb eine Arbeitsunfähigkeitsbescheinigung. »Sie rauchen zuviel!«

»Ja, ich weiß, ich muß es mir abgewöhnen.«

»Sie werden ein ganz anderer Mensch, wenn Sie nicht mehr rauchen!« [...]

Dr. Schmidt riß die Arbeitsunfähigkeitsbescheinigung vom Block ab und steckte sie in einen Briefumschlag. »Vorläufig muß ich erst die Baukosten des Hauses verkraften! Aber in einem Jahr will ich noch ein paar Garagen bauen. Wenn Sie sich dann mal um die Baugenehmigung kümmern würden...«

»Natürlich«, sagte Rolf. »Ich Sorge dann schon dafür, daß Sie nicht ein halbes Jahr warten müssen.«

Unten auf der Straße öffnete Rolf den Briefumschlag: Herr Rolf Hagen ist wegen akuter Magenschleimhautentzündung arbeitsunfähig.

Der hat nicht einmal drauf geschrieben, wie lange ich krank bin! Aber morgen gehe ich wieder ins Büro. Rolf sah sich Schaufenster an, kaufte sich ein Päckchen Zigaretten und ging dann in eine Konditorei, setzte sich in eine Nische, in der man ihn nicht gleich sehen konnte. Es ist ja möglich, daß sich einer aus dem Rathaus hierher verirrt. [...]

In der Herzogstraße stand eine dichte Menschenmenge vor einem Haus. Aus einem Fenster quoll dunkler Rauch. Zwei Feuerwehrmänner versuchten, sich durch die Masse zu drängen. Die Leute gingen erst unwillig auseinander, als die Männer drohten, die Hähne aufzudrehen.

Rolf schlenderte gleichgültig vorbei, blieb vor dem Uniontheater stehen. Er wollte sich eine Kinokarte kaufen, las das Plakat mit den Anfangszeiten, sah auf die Uhr.

Es hat keinen Zweck, der Film läuft schon eine Viertelstunde! Er fröstelte und beeilte sich, zur Hamburger Straße zu kommen. Dort war ein Kaufhaus mit einem Erfrischungsraum. Man konnte da billig essen. Die Luft war warm und stickig. Eine Frau hinter einem kleinen Stand redete unaufhörlich auf die Menschen ein, die an ihr vorbeigingen. Rolf sah, daß sie ein Halstuch anpries. Man konnte es um den Kopf legen, mit einem dazugehörenden Messingring befestigen, konnte es zu einem Turban schlingen, aber auch offen als Brusttuch tragen. Rolf ließ sich von der Rolltreppe hinauf zur dritten Etage tragen, ging vorbei an Herrenmänteln und Herrenhosen in den Erfrischungsraum. Er sah sich um, suchte einen freien Tisch. An einem Tisch ein Mann, der in einer Zeitung las.

»Ist hier noch ein Platz frei?« »Selbstverständlich, das sehen Sie doch!« [...]

Nach dem Essen bestellte Rolf einen Weinbrand. Vielleicht wird damit die Magenverstimmung besser, dachte er, be-

richtigte sich aber sofort: Jetzt glaube ich bald selbst daran! Er rief die Kellnerin und bezahlte.

Drei Männer gingen hintereinander auf dem Bürgersteig die Hamburger Straße entlang. Auf den Schirmen stand mit weißer Plakatfarbe, daß Reparaturen am besten im Schirmhaus Neumann erledigt würden. Die Männer hatten rotgefrorene Gesichter.

Daß es so was heute noch gibt! Die können doch woanders viel leichter ihr Geld verdienen. Aber vielleicht ist der Gerichtsvollzieher hinter ihnen her und das Schirmgeschäft gibt ihnen den Lohn jeden Tag. Rolf sah auf die Uhr. Halb zwei!

Wenn man nicht arbeitet, dann vergeht der Tag auch gar nicht. Langsam ging Rolf Hagen zum Bahnhof. Die Bänke auf dem Vorplatz waren leer, der Springbrunnen abgeschaltet. Die haben Angst, daß er einfriert.

Ein Zeitungsverkäufer schob seinen kleinen Wagen durch die Bahnhofshalle.

»Haben Sie den *Spiegel*?«

Der Verkäufer schüttelte den Kopf: »Aber hören Sie, am Freitag ist der längst weg!« »Dann geben Sie mir was anderes.«

»Was denn? Ich habe dreiundsechzig verschiedene Zeitschriften.«

Rolf sah die Titelbilder der Magazine. »Geben Sie mir das Magazin da oben!«

»Ich habe auch Sammelbände: Drei Magazine, zwei Mark fünfzig. Da haben Sie jedes Magazin billiger. Der Text veraltet ja nicht.«

Der Zeitungshändler löste ein Heft vom Wagen. »Gut, dann geben Sie mir den Sammelband.« In seiner Wohnung setzte sich Rolf in den Schaukelstuhl. Mädchen im Bikini. Mädchen in der Badewanne. Rolf legte sich auf seine Liege. Er las eine Kriminalerzählung, sah dann wieder Mädchen. Eine Blondine stand auf einer Segeljacht. Rolf schloß die Augen, seine Hand glitt unter die Decke. Er stellte sich vor,

daß Inge bei ihm wäre, fühlte ihre Haarspitzen, ihren Körper. Er warf das Magazin aus dem Bett. Ich bin ganz schön weit!

Er war müde, schwitzte, schlief ein, träumte, wachte irgendwann in der Nacht auf, schlief wieder ein.



*Körner in seinem Arbeitszimmer, undatiert.*

## Rückkehr im Nebel

Mertins kam vom Urlaub zurück. Er hatte sich gut erholt, und es hatte sich folglich gelohnt. Drei Wochen Saint Tropez. Flug mit Chartermaschine. Pauschal. Alles neunhundert Mark. Es hatte sich gelohnt, nicht nur, weil er sich gut erholt hatte, sondern auch, weil seine Frau zu Hause geblieben war. Mertins gehörte mit seinen dreiundfünfzig Jahren gewiß noch nicht zum alten Eisen, und da war manche Urlauberin in Saint Tropez gewesen, also jedenfalls, er war nicht zu kurz gekommen, hatte nicht zuletzt deshalb seinen Tarifurlaub bis zum letzten Tag genützt.

Als er die Bahnhofshalle verließ, in der er sein Gepäck an einem Schalter deponiert hatte, weil er es schlecht mit ins Büro nehmen konnte, merkte er, daß sein Urlaub unwiderlich zu Ende war. Am Vorabend hatte er noch im Mittelmeer gebadet, und der Himmel über ihm war blau gewesen, wie auf den Ansichtskarten, die er verschickt hatte. Jetzt stand er vor dem Bahnhof, und um ihn herum waberte der Nebel, so dicht, daß er seine Hand nicht hätte sehen können, hätte er sie vor die Augen gehalten.

Da drüben, dachte er, muß das Rathaus liegen. Er hob die Armbanduhr dicht vor die Augen. Kurz nach sieben.

Um halb acht muß ich am Schreibtisch sitzen, dachte er. Er ging ein paar Schritte in die Richtung, in der er das Rathaus wußte, stieß mit einem Passanten zusammen, entschuldigte sich.

Die Herbstnebel kommen dieses Jahr etwas früh, dachte er und tappte weiter durch den Nebel, drehte sich dann entschlossen um. Vor der Bahnhofshalle hatte er Taxis stehen sehen, und jetzt durch den Nebel gehen, also, da wäre ja der ganze Urlaub schon in den ersten Minuten vergessen. Er ließ sich in ein Taxi fallen, sagte, daß er zum Rathaus müsse und schloß die Augen, weil es draußen nichts zu sehen gab außer der weißen Wand, die nur vor dem Wagen ein paar Meter weit milchig durchsichtig war, weil dicht

über dem Pflaster gelbe Nebelscheinwerfer leuchteten. Vor dem Rathaus zahlte er, stieg aus dem Taxi und ging hinüber zum erleuchteten Portal. Er ging am Pförtnerhaus vorbei, grüßte lässig, stieg in den Paternoster, ließ sich zum dritten Stock hinauffahren, ging geradeaus, dann links herum, dann rechts, stand vor seiner Tür.

Hätte er auf das Türschild gesehen, er hätte sich jetzt schon gewundert. Er wäre erstaunt stehengeblieben, hätte überlegt, was es mit der veränderten Aufschrift für eine Bewandnis haben könnte, aber er beachtete das Türschild nicht.

Er hatte es nur einmal gelesen, war dann achtlos an ihm vorübergegangen, weil er zu wissen glaubte, daß die Aufschrift »Abwicklungsabteilung für Bergschäden« für alle Zeiten auf die Kunststoffolie getuscht war, daß das Schild keinerlei Veränderungen mehr unterlag.

Es wird sicher viel zu tun sein, dachte Mertins, denn er kannte die Gewohnheiten in seiner Dienststelle gut genug. Wenn jemand in Urlaub ging, blieb die Arbeit entweder liegen, oder die Kollegen hätten sie erledigen müssen.

Er öffnete die Tür zu seinem Arbeitszimmer, knöpfte gewohnheitsgemäß noch in der Türöffnung seinen Mantel auf, hielt aber in der Bewegung inne, als er eine Stimme hörte.

»Guten Morgen, was wünschen Sie?«

Mertins fuhr herum, wandte sich seinem Schreibtisch zu, an dem ein anderer saß und antwortete überrascht:

»Was wollen Sie denn hier, das ist doch mein Zimmer!«

Er versuchte, das Gesicht des Mannes zu erkennen, der da an seinem Schreibtisch saß, aber inzwischen war die Morgensonne offensichtlich durch den Nebel draußen gedrungen, das Fenster hinter dem Schreibtisch schien unerträglich hell. Die Antwort kam kalt und schneidend.

»Hören Sie, ich sitze seit vier Jahren in diesem Zimmer. Sehen Sie doch, dort, neben der Tür, dort hängt mein Mantel. Und hier, in diesem Stahlschrank, sind meine

Akten untergebracht. Stören Sie mich bitte nicht länger!« Mertins sah sich um. Der Dienstraum kam ihm merkwürdig fremd vor, aber dennoch vertraut. Der Stahlschrank war sein Stahlschrank. Der Schreibtisch war sein Schreibtisch. Der Aktenbock war sein Aktenbock. Die hellgraue Tapete an der Wand war die Tapete in seinem Arbeitszimmer, und die Garderobenleiste war seine Garderobenleiste. »Nun gehen Sie doch«, sagte der Mann hinter dem Schreibtisch, »vielleicht sind Sie in der falschen Etage! So was kann schon einmal vorkommen!« »Es wird wohl so sein«, sagte Mertins leise, entschuldigte sich und ging aus dem Zimmer. Draußen blieb er stehen. Dreihundertzwölf, dachte er, da habe ich immer gegessen. Aber der andere sitzt da, also kann es nicht stimmen. Er ging zurück zur Schwingtür, zum Paternoster, fuhr eine Etage höher und öffnete die Tür des über seinem Dienstraum liegenden Zimmers. Stenotypistinnen saßen an Schreibtischen, sahen ihn erstaunt an, er schloß die Tür nach einer Bitte um Verzeihung. Irgendwer erlaubt sich einen üblen Scherz mit mir, dachte er. Er wollte zurück in sein Zimmer, aber er hatte auf einmal nicht den Mut dazu, die Tür ein zweites Mal aufzureißen und energisch Aufklärung zu fordern. Wie, so dachte er, wenn der andere tatsächlich der rechtmäßige Inhaber des Schreibtisches ist? Ich kann schließlich nicht den Dienstbetrieb stören! Er blieb an einem der Korridorfenster stehen, stellte seine Aktentasche ab und zündete sich eine Zigarette an. Ich muß sorgfältig vorgehen und alles überlegen, dachte er. Wenn ich hier wie ein Elefant im Porzellanladen auftrete, mache ich mir nur Feinde. Nicht auszudenken, was da alles passieren kann. Er sog den Rauch der Zigarette mit tiefen Zügen ein, fühlte, daß er sich entspannte.

Wenn ich einen Abteilungsleiter hätte, dachte er, wäre alles ganz einfach. Aber er hatte keinen Abteilungsleiter, weil er die Bergschäden seit Jahren allein bearbeitete. Da war keiner, den er fragen konnte. Er griff nach der Aktentasche, ließ den Arm sinken. Wenn ich jetzt mit der Aktentasche durch das Haus gehe und ich treffe einen, der mich kennt, dann denkt der, ich bin zu spät gekommen. Das fehlte gerade noch.

Er ging zum Paternoster, fuhr in den Keller. Dort wußte er einen leerstehenden Raum, in dem es ein wenig nach Heizöl roch, in dem er aber die Aktentasche unterstellen konnte, ohne daß er auffiel. Er stellte die Tasche in eine Ecke, schloß die Tür hinter sich und fuhr kopfschüttelnd mit dem Paternoster ins Erdgeschoß. Im Rathaus fing der Vormittagsbetrieb an. Männer und Frauen saßen auf Bänken in den langen weißgekalkten Korridoren. Beamte und Angestellte hasteten an den Stahlbänken vorbei und trugen Akten von Zimmer zu Zimmer.

Mertins beneidete jetzt diese Männer. War ihr Gesichtsausdruck auch bekümmert und wies ihre Haut auch nicht sommerliche Urlaubsbräune auf, so besaßen sie jedoch ein Arbeitszimmer, das Mertins jetzt als etwas unerhört Begehrtes erschien.

Hier muß doch jemand sein, den ich kenne, dachte er, ich arbeite schließlich seit zwanzig Jahren hier! Aber so sehr er die vorbeigehenden Beamten und Angestellten musterte: Er konnte keinen Bekannten entdecken, da war kein Gesicht, an das er sich erinnern konnte.

Er sah auf seine Armbanduhr. Halb zehn! Ich müßte längst an meinem Schreibtisch sitzen. Er bog in einen Korridor ab, ging an einem Mosaik vorbei, das er schon oft gesehen hatte, und sah durch ein Fenster in den Lichthof, in dem die Wagen seiner Kollegen parkten.

Der Ford da, dachte er, der gehört dem Stadtrat. Ich werde zu ihm gehen und mich zurückmelden, was hilft es. Schade, daß ich nicht eher darauf gekommen bin.

Im Vorzimmer saßen Stenotypistinnen, die er nicht kannte. Aber die Schreibmaschinen erkannte er wieder. Bei einer war der Lack an der Kante noch immer abgesprungen, er hatte einmal stundenlang auf diese Kante gestarrt, als er auf den Stadtrat gewartet hatte.

»Ich möchte zu Herrn Stadtrat«, sagte Mertins und ordnete dabei die deutsche Grammatik einmal mehr seinem eigenen Sprachgefühl unter. Die Stenotypistinnen sahen nicht einmal auf. »Gehen Sie ruhig rein«, sagte eine, »er ist in seinem Zimmer!« Mertins wandte sich zur rechten Tür, wurde zurückgerufen. »Wo wollen Sie denn hin? Der Stadtrat sitzt da drüben!«

Mertins murmelte eine Entschuldigung, folgte dem ausgestreckten Zeigefinger der Stenotypistin, klopfte, betrat das Zimmer. Hinter Dr. Göhres Schreibtisch ein Fremder. Aber sonst war alles unverändert. Der dunkelblaue Teppich, vier mal sechs Meter. Der Stadtplan an der Wand. Die Wandschränke in Nußbaum. Furniert. »Guten Tag«, sagte der Mann hinter Dr. Göhres Schreibtisch. Mertins wollte etwas von seinem Zimmer sagen, wollte nach Dr. Göhre fragen, aber er brachte kein Wort aus dem Mund. Dann gehorchten ihm die Stimmbänder, und er fragte, nur um etwas zu sagen, nach dem Sachbearbeiter für Grundstücksumlegungen.

»Eine Etage höher«, sagte der Fremde hinter dem Schreibtisch und griff nach dem grauen Telefon, das Mertins oft genug in der Hand seines Dezernenten gesehen hatte.

»Vielen Dank«, sagte Mertins leise und ging aus dem Zimmer, blieb auf dem Korridor an einem Fenster stehen. Er mußte sich alles genau überlegen, dessen war er sich sicher. Denn wenn man etwas überstürzt, das war die Erfahrung eines langen Beamtenlebens, dann handelt man falsch und macht Fehler, die man kaum wieder gutmachen kann.

In der Kantine, dachte er, da ist es um diese Zeit ruhig. Er fuhr mit dem Paternoster zur sechsten Etage, ging über den hellblauen Kunststoffbelag, trat an die lange Theke, die mit

Resopal belegt war und bat die Angestellte im weißen Kittel um ein paar Zigaretten.

»Welche Sorte?«

»HB!«

Mertins setzte sich an einen der kleinen grauen quadratischen Tische, an denen in der Mittagspause die Angestellten ihr Essen aus den großen Aluminiumkübeln in weißen Keramiktellern vor sich stehen hatten, zündete sich eine Zigarette an. Wenn ich kein Arbeitszimmer habe, dachte er, kann ich nicht arbeiten!

Er überlegte, erschrak bei dem Gedanken, der sich dann in sein Bewußtsein schob.

Wer sagt mir, daß ich überhaupt noch Arbeit habe? Ich muß zur Poststelle. Sicher wird eine ganze Menge Post in meinem Fach liegen. Während meines Urlaubs hat sich bestimmt keiner darum gekümmert. Die Poststelle im Erdgeschoß, graue Schränke schon im Korridor, im großen Postverteilungssaal Arbeiter in blauen Jacken an großen Tischen. An den Wänden des Saales Stahlschränke mit Fächern, über jedem Fach ein Schild mit der Kurzbezeichnung der Abteilung, zu der das Fach gehörte.

Mertins trat gewohnheitsmäßig zum dritten Schrank neben der Tür, las die Aufschrift des Faches, in dem er seine Post vermutete, 35/3. Damit habe ich nichts zu tun, dachte er. Langsam wurde er mutlos, fühlte sich verloren in einer Umgebung, die ihm seit Jahren vertraut war. Seit seine Abteilung den Neubau bezogen hatte, der nach den Erfordernissen moderner Verwaltungs- und Bürobauten errichtet und von Büroorganisatoren eingerichtet worden war.

»Was wollen Sie denn hier?« fragte ein Arbeiter.

»Ich suche meine Post«, sagte Mertins, »27/41 Bergschädenbeseitigung!«

»Nie gehört«, sagte der Arbeiter, »das gibt es seit fünf Jahren nicht mehr.«

Der Arbeiter sah ihn an. Mertins glaubte, daß sich die Schränke um ihn zu drehen begannen. Er wollte hinaus in

den Korridor, aber der Arbeiter griff nach seinem Arm und drückte ihn auf einen Stuhl. »Sie können doch hier nicht einfach hereinkommen und in der Post herumschnüffeln«, sagte der Arbeiter und sagte dann noch, er müsse das erst klären, da könne ja jeder kommen.

Mertins wurde ruhiger.

Ich muß hier heraus, dachte er, um jeden Preis!

Er sah, daß der Arbeiter telefonierte, sah ihn nicken und mißtrauisch herüberblicken. Dann legte der Arbeiter den Hörer auf die Gabel und sprach mit einem anderen Arbeiter, der einen kleinen Aktenkarren mit Posteingängen belud.

Jetzt oder nie, dachte Mertins, sprang auf, rannte zur Tür und stieß einen Aktenordner um. Er rannte aus dem Saal der Poststelle, rannte durch den Korridor, rannte am Pateroster vorbei und dann am Pförtner vorbei, so schnell er rennen konnte. Er rannte aus dem Rathaus, rannte dann noch weiter, bis ihm der Atem ausging und er stehenbleiben mußte, stehenbleiben und zurückblicken. Passanten tauchten aus dem Nebel auf und verschwanden, unwirklich wie Schemen. Irgendwo im Nebel die hohe Fassade des Rathauses. Vertraut und gleichermaßen fremd, fremd wie die Umgebung, die ihn frösteln ließ.

Er war immer überzeugt gewesen, daß alles einmalig und unwiederholbar blieb, diese Überzeugung war wichtig für ihn, hatte sein Leben bestimmt. Der feste Ort, auf dem er gründete. Es ist unmöglich, dachte er, daß sich eine Stadt über Nacht verändert.

Aber er war sich dessen nicht mehr so sicher. Mein Rathaus und doch nicht mein Rathaus, dachte er und versuchte, sich zusammenzureißen. Klarheit in seine Gedanken zu bringen und wenigstens dort einen festen Punkt zu finden, von dem aus er sich orientieren konnte. Als ein Polizist aus dem Nebel auftauchte, zitterte Mertins, als er sich erkundigte, wo er sich befinde. Der Polizeibeamte gab ruhig und verwundert Auskunft, nannte den Namen einer Stadt, die

Mertins nur vom Hörensagen kannte, und Mertins merkte, wie seine Beklemmung wich. Es war, als ob er aus einem Alptraum erwachte, er konnte aufatmen, verspürte den kalten Hauch des Unheimlichen nicht mehr, die Dinge hatten wieder ihre Ordnung.

Als er im Zugabteil saß, überlegte er, wie es hatte passieren können, daß er den Zug zu früh verließ. Er schob die Schuld auf den Urlaub, der den Menschen aus den geregelten Verhältnissen herausreißt, und auf den Nebel. Ob er es jemals wieder riskieren sollte, seinen Wohnort ohne besonderen Grund zu verlassen, das mußte gründlich überlegt werden. Aber zuvor mußte eine Erklärung für seine Frau und die Kollegen im Rathaus gefunden werden, die seine Verspätung rechtfertigen würde.

Er saß im Zugabteil, überlegte, was er sagen könnte, wenn er wieder zu Hause wäre.

Er verschwendete keinen Gedanken auf den Umstand, daß es da ein Rathaus offensichtlich zweimal gab.

Das lag hinter ihm, war erledigt und zu den Akten gelegt. Das betraf ihn nicht mehr – und war ihm folglich egal.

## Ein freier Schriftsteller

Wir stapften durch den hohen Schnee. Leider waren keine Nonnen in der Nähe: Nonnen im Schnee, das wäre ein Thema. Igor war zurückgeblieben, ordnete die Leinen der Schlittenhunde, pflockte sie fest und kam dann eilig zu mir. Ich plauderte mit Yormo Toivonen, es war im Norden, in den Weiten Lapplands.

– Und hier wohnt ein freier Schriftsteller? fragte ich.

Yormo nickte und nahm einen Schluck aus der Flasche mit weißem Rum.

– Ja, sagte er, Torvo kann sich das erlauben. Ich war neugieriger als zuvor, schaltete mein Bewußtsein von Revolution (wer hat seinen doppelten Marcuse nicht im Schrank) auf Ehrfurcht und Andacht. Daß mir so etwas vergönnt sein sollte.

Torvo hauste in einer geräumigen Käte. Seine Frau servierte Islandsuppe und holte eine Flasche Pernod aus dem Schnee.

– Sie sind ein freier Schriftsteller, sagte ich, Toivonen erzählte davon. Ich kann mir das nicht erklären, ich meine die Lektoren ...

– Hoho, sagte Torvo, die interessieren mich nicht. Ich schreibe, was ich schreiben will, da hat mir niemand hereinzureden. Und die Suomiisten (etwa Gegenstück zu Germanisten. Anm. d. Red.) haben in meinen Texten nicht das geringste zu suchen. Sollen sich um die Oden aus dem Mittelalter kümmern!

Mein Respekt rührte sich links unten in der großen Zehe, ich hatte gar nicht mehr gewußt, daß ich so etwas noch besaß.

– Aber irgendwer, warf Igor ein, muß doch die Manuskripte satzfertig machen. Und dann die Änderungswünsche des Verlegers ...

Torvo hustete, seine Frau rieb ihm die Nase.

– Hoho, was die Verleger wollen, ist mir egal (wie gleich-

gültig, Anm. d. Red.). Schließlich schreibe ich die Bücher, nicht der Verleger! Torvos Frau stimmte zu, reichte mir die Pernodflasche. Ich trank sie halb leer. Igor machte das Tonbandgerät aufnahmefertig, was wir hier hörten, das würde daheim kein Mensch glauben.

– Gut, sagte Igor, aber die Leser. Ein Buch soll doch Leser finden, und die Leser haben doch bestimmte Erwartungen ...

Torvo lachte, daß ihm die Luft ausging. Die Leser, japste er, die Leser, wollen Sie sich nach dem Lesergeschmack richten? Wo kommen Sie denn damit hin? Glauben Sie, viele Leser wissen, was Literatur ist? Bin ich Künstler oder die Leser?

– Sagten Sie Künstler, fragte Igor erstaunt.

– Und ob! Da gibt es keinerlei Zweifel. Die Kritiker ... Igor unterbrach.

– Ja, sagte er, das wollte ich auch fragen, wie ist das mit der Kritik? Kritiker haben zweifellos wesentlichen Anteil an der Entwicklung eines Künstlers, wenn Sie schon den Mut haben, sich Künstler zu nennen. Bei uns haben Kritiker ...

– Ich weiß, sagte Torvo, ich weiß. Die Kritiker sagen den Lesern, ob ein Buch gut ist oder schlecht. Aber das ist auch nur die Meinung einzelner. Die Brüder sitzen abends beim Punsch, und dann schreiben sie im »Helsingin Sanomat« oder im »Keski Sumaleien«! Ist mir egal. Einer hat es mal riskiert, über mich zu schreiben, da hab ich mich in den Schlitten gesetzt. Wir haben hier lange Messer, wissen Sie!

– Gut, räumte Igor ein, Sie mögen frei sein, was Ihre Bücher betrifft. Aber wie sieht es mit den Nebenarbeiten aus? Man schreibt doch schon einmal in einer Zeitschrift, die Redakteure haben doch Ansichten, und die politische Richtung eines Blattes ...

– Interessiert mich nicht, sagte Torvo, ich schreibe, was ich schreibe. Damit hat es sich.

– Oder wenn Sie Theater machen, die Intendanten und die Dramaturgen, da sind doch auch Wünsche zu berücksich-

tigen, der Regisseur zum Beispiel, wenn er auf Änderungen besteht, weil sie das Stück verbessern würden.

– Ist das mein Stück, oder das der Dramaturgen? fragte Torvo rein rhetorisch. Keiner antwortete. Torvos Frau hantierte mit der Schöpfkelle, die Suppe mundete vorzüglich, dann ging die Flasche herum. Es war richtig gemütlich. Igor sah mich an, ich sah ihn an. Wir merkten, daß wir beide dasselbe dachten. In Lappland müßte man leben. Wenn nur das Klima nicht so hart wäre. Aber daran würde man sich gewöhnen. Igor konnte noch immer nicht glauben, was er hörte.

– Aber wenn Sie ein Fernsehspiel schreiben, da ist es doch verständlich, daß Sie Rücksichten nehmen müssen. Hier sind die Verträge doch gedrittelt. Ein Drittel bei Auftrag, ein Drittel bei Abnahme und ein Drittel bei Sendung. Damit der Sender bis zur letzten Minute seine Wünsche durchsetzen kann. Ist ja verständlich, die Leute haben eine Menge Verantwortung...

– Hoho, sagte Torvo, wenn ein Stück baden geht (durchfällt. Anm. d. Red.), dann bin ich dafür verantwortlich. Ich habe das Stück geschrieben. Und solche Verträge, so was habe ich noch nie unterschrieben. Da käme man ja aus den Änderungen nicht heraus. Ich will doch nicht unglücklich werden.

– Und Ihre Freunde, fragte ich, man liest doch schon mal bei einer Gelegenheit Freunden aus einer Arbeit vor, wie verhalten sich die Freunde, ich meine, da gibt doch jeder gute Ratschläge, man setzt sich damit auseinander und überlegt ...

– Nicht, wenn ich lese! Dann sitzen sie da und essen Islandsuppe (etwa Islandsuppe. Anm. d. Red.), und wenn ich aufhöre, trinken wir und gehen in unsere Katen. (Der Autor meint Iglus. Anm. d. Lektorats.) (In Lappland gibt es keine Iglus, sondern Jurten. Anm. d. Verlagsleitung.) Also: ... und dann gehen wir in unsere Iglus. (Einwand eines Kritikers: Weshalb gehen? Kriechen wäre richtiger.

Schon im Hildebrandlied.)

– Also kriechen wir in unsere Iglus. Die anderen schlafen, ich setze mich an den Eisblock und schreibe. (Kult. Wort: Ist doch die Auseinandersetzung mit Literatur unmöglich ein Thema für dieselbe. Man fragt sich, ob der Autor gut beraten war ...) Ich schreibe, was ich schreiben will, ich kümmere mich um nichts, es sei denn, ich will mich darum kümmern!

Igors Tonband war abgelaufen, wir waren wie benommen. Yormo Toivonen fiel uns plötzlich ein, er hatte kein Wort gesagt, wir nahmen an, er wäre stillschweigend gegangen, aber als wir uns suchend nach ihm umblickten, lehnte er an einem Balken, rauchte Pfeife und sagte hoho. Wenig später brachen wir auf, stapften durch den Schnee zum Schlitten zurück. Die Husky's wedelten vor Freude mit dem Schwanz. (Schweif. Anm. d. Red.)

– Großartig, sagte Igor, ein freier Schriftsteller; kümmert sich um nichts als um sein Werk. Beneidenswert, der Mann! – Das Nordlicht leuchtete, als würde es rezensiert, die Hunde kläfften heiser in die kalte Polarnacht, und auf einmal fiel mir etwas ein, und ich beugte mich vor zu Yormo.

– Sagen Sie, was hat man bisher von ihm gedruckt?

– Hoho, sagte Yormo erstaunt, gedruckt? Keine Zeile!



*Innenminister Willi Weyer überreicht Wolfgang Körner den Förderpreis des Landes Nordrhein-Westfalen.*

Friedhelm Baukloh: Junge Literatur aus Westfalen  
*Ein Versuch über neue Entwicklungen am Beispiel  
von Wolfgang Körner*

Als Wolfgang Körner am Tage vor der Preisverleihung in einem Fernsehinterview befragt wurde, was er mit dem Scheck über sechstausend DM [für den *Literatur-Förderpreis des Landes Nordrhein-Westfalen*] anzufangen gedenke, sagte er, er hätte ganz gern mal auf den Bahamas Urlaub gemacht, doch sei es ihm dringlicher, in den Semesterferien der Volkshochschule Dortmund (deren Geschäftsführer er ist) unbezahlten Urlaub zu nehmen, um an seinem neuen Roman »Der Nowak« [gemeint ist der Roman *Nowack*] intensiv und ungestört weiterzuarbeiten. Körner machte damit beiläufig deutlich, daß der umstrittene Förderungspreis durchaus nützlich ist, wenn ihn der einzelne Empfänger als Zeitgewinn für seine Arbeit gebrauchen kann. [...]

Gerade in Westfalen, einem Lande, aus dessen verschiedenen Regionen, einschließlich des westfälischen Ruhrreviers, vornehmlich literarische Einzelgänger kommen, ist auch in der jüngeren Autorengeneration, die im Laufe dieser sechziger Jahre sich zu Wort meldet, die Spannung zwischen individueller Freiheit und den Anpassungszwängen, welche die Gesellschaft ausübt, das beherrschende Thema. Es ist ein Thema, das den Vorzug hat, immer aktuell zu sein und auf kurzem Weg in die jeweilige gesellschaftskritische Problematik zu führen. Der dreißigjährige Wolfgang Körner widerlegt durch seine schriftstellerische Entwicklung, vielleicht für manchen zünftigen Kulturosoziologen überraschend, einige konventionelle Ansichten über angebliche Zwangsläufigkeiten heutiger literarischer Entfaltung in der jungen Generation. [...]

Mit seinem Roman »Versetzung« konnte er sich dann nochmals intensiv beschäftigen, als er das Drehbuch schrieb

zu dem Fernsehspiel, das der Hessische Rundfunk produziert und das in diesem Jahr über die Bildschirme gehen wird. Dabei gewann er wertvolle dramaturgische Erfahrungen, die seiner Neigung zum Filmischen, in der Literatur, entgegenkommen. Er experimentierte gleichzeitig in der antisensitiven Kunstform der Pop-art mit der Aneinanderreihung von schlaglichtartigen, handlungskräftigen Szenen unserer in die Krise geratenen Ordnung des freien Wettbewerbs, die sich in den Erschütterungen von Strukturkrisen eher als Unordnung von recht brutaler Seite zeigt. Aus diesen Experimenten öffnet sich Körner den Weg zur Darstellung der Problematik des Freiheitsspielraums eines Abhängigen in unserer Gesellschaft. Die Erzählung »Einiges über den Wiegand«, Beitrag für einen Almanach und für das Literarische Studio des WDR, zeigt Körner bei einem Thema, das ihn wohl in der Zukunft weiter intensiv beschäftigen dürfte. Er hat jetzt durchgängig eine Erzählform gefunden, die transparent ist für Imponderabilien der persönlichen Entscheidung (insofern nicht mehr antisensitiv) und doch hart und kompromißlos am Faktum bleibt. Wiegand, der einfach die Angestelltenexistenz nicht mehr erträgt, das Bearbeiten von Mietkonten bei der Firma »Westbau«, der aber auch keine profilierten Zielsetzungen hat, »nur so« Herr seiner Zeit sein will, Vertreter einer Versicherung wird und allmählich dem Blick des Ich-Erzählers entschwindet, geht auf eine beklemmende Art ins absolut Ungewisse und im Ungewissen verschollen. »Nichts hindert einen daran, einfach wegzugehen, wenn man keine Lust mehr hat, zu bleiben. Widerwillig dringt dieser Satz in mein Bewußtsein, ich bin mir auch nicht sicher, ob er vom Wiegand stammt oder ob ihn ein anderer gesagt hat und ich nur irrtümlich annehme, daß ihn der Wiegand aussprach. Diese Frage bleibt unbeantwortet.« Aber der Ich-Erzähler, der die Rolle des Angepaßten übernimmt, um von daher die Unsicherheit, die Wiegand erwählt hat, zu konturieren, weiß auch »noch eins: Wenn

gesammelt wird, dann entrichtet man seinen Obolus, ohne viel zu fragen.« Denn damit fing alles, auch die Erzählung, an: »Einmal wurde bei uns gesammelt, der zweite Direktor der Westbau war verstorben, und eine Liste lief um, und alle trugen sich ein mit zwei Mark oder drei Mark oder fünf Mark, und nur der Wiegand trug sich ein mit einem Strich.« Eigentlich ist das die erste Erinnerung an den Wiegand, eine Erinnerung, neben der noch andere Erinnerungen vorhanden sind und sich zögernd mitteilen lassen. Die Vergangenheit kristallisiert sich um Kerne: Gegenstände, Orte, Räume, Zustände und Wahrnehmungen wachsen zusammen und formen Bilder, aus denen sich Vergangenheit zusammensetzt.

Erinnerungsbilder setzen sich zusammen. Nicht mechanisch, nicht von außen. Nicht montiert. Sondern aus einer Beschäftigung mit der erinnerten Person. Literatur dient hier der Darstellung von Vergegenwärtigungsprozessen. Die personalistische Bezogenheit dieses Erzählers ist bestimmend ausgeprägt, doch nicht im sozialromantischen Sinn. Die nüchternen Wirklichkeitsstrukturen bleiben immer – und sei es als Käfiggitter – hart im Raum, in dem der einzelne nach seiner Freiheit sucht. Sein zweiter Roman, »Der Nowak« [...] wird sich mit der Problematik von Freiheit und Mitbestimmung des einzelnen in unserer Gesellschaft weiterbeschäftigen.

An Körners Entwicklung ist auch zu ersehen, welche geistige Assimilationskraft eine westfälische Stadt wie Dortmund literarisch heute noch stärker als in vergangenen Jahrzehnten entfaltet. Körner ist ein urbaner Schriftsteller, und die Stadt als politische Gemeinde ist ihm ein auch beruflich ganz bewußter Begriff. Wenn wir heute bisweilen vom Kulturraum Ruhrrevier sprechen, so übersehen wir dabei leicht, daß das Revier nach wie vor aus westfälischen und rheinischen Gemeinden besteht. Ich sage das aus frischer Überprüfung, weil ich im vorigen Jahr sämtliche Städte des Reviers kultursoziologisch auf ihr Kulturbewußtsein unter-

sucht habe, auf der Suche nach dem vielzitierten Revierbewußtsein, und dabei zu dem Ergebnis kam, daß ich rheinische und westfälische Städte in ihrer jeweiligen unterschiedlichen Kultursubstanz erlebte.

In der »Gruppe 61«, der Körner angehört, unterscheidet er sich beispielsweise erheblich von rheinischen Autoren wie Günter Wallraff und Klas Ewert Everwyn, Autoren, die etwa gleichaltrig sind und gleichfalls die Industriegebiete zum Ausgangspunkt ihrer gesellschaftskritischen Arbeiten nehmen. Wallraff ist beispielhaft für einen neuen Reportagestil zur Darstellung Unterprivilegierter im heutigen Arbeitsprozeß. Everwyn beschreibt das Verhältnis Mensch-Maschine von der Technik, von der Maschine her. Beide gehen also von Zuständen und von Materie aus auf den Menschen zu. Körner zeigt – durchaus in einer westfälischen Literaturtradition – die personale Situation und von daher die Verhältnisse, in denen sie eingeengt oder befreit ist. Selbst also in der »Gruppe 61« sind die Autoren zu denen von den Älteren auch Max von der Grün zählt, die vom personalen Ansatz her ihre Themen literarisch gestalten, im westfälischen Raum beheimatet (beheimatet im Sinne der neuen und wichtigen Definition Josef Redings auf dem Dortmunder Westfalentag, daß Heimat da ist, wo der Mensch, sich existentiell verwirklichend, wohnhaft ist, nicht unbedingt, wo er geboren ist). Im Rheinland, auch in rheinischen Revierstädten, auch in Essen (man analysiere einmal das vor einigen Jahren erschienene »Essener Lesebuch« literarsoziologisch, statt immer nur mit unüberprüften Schlagworten und gar noch im Namen des Fortschritts zu hantieren!), wühlt sich der Autor nicht als Einzelgänger durch, sondern steht meist gleich in bestimmten geselligen Zusammenhängen und in einer extrovertierten rheinischen Tradition, die sich, wie die westfälische, gewiß ständig wandelt, aber ihre Grundzüge beibehält. Womit nicht behauptet sein soll, daß damit der Schriftsteller in Form und Inhalt vorgeprägt wird, wohl aber vorgeprägt im

Ansatz (wozu es übrigens unwiderlegte grundsätzliche Untersuchungen sowohl von Georg Lukács wie von Wilhelm Emrich gibt).

Außerdem ist Wolfgang Körner nicht der einzige Autor, bei dem diese Entwicklungszüge in Verbindung mit seinem westfälischen Wirkraum festzustellen sind. Ich hatte ursprünglich vor, an dieser Stelle auch noch auf einige andere jüngere Autoren einzugehen, von denen ich hier den Erzähler Otto Jägersberg, den Hörspielautor und Dramatiker Renke Korn, den Prosatexter Harald Hartung, den kritischen Studenten Martin Jürgens [...] nennen möchte. Auch weitere Begabungen, die jetzt oder in Kürze debütieren, habe ich dabei im Sinn. Doch nicht nur der aktuelle Anlaß der Verleihung des Förderungspreises an Wolfgang Körner, sondern auch die Notwendigkeit, an einem im Entwicklungsgang besonders anschaulichen literarischen Ansatz – dem bisherigen Werk Körners – gewisse, die literarische Diskussion in Nordrhein-Westfalen belastende Vorurteile zu entkräften, ließ mich dann doch bei den exemplarischen Zügen von Körners Arbeiten verweilen. Sollten diese Ansichten zu einer Diskussion beitragen, so möchte ich abschließend freilich noch davor entschieden warnen, darin einen wie immer gearteten Versuch zu sehen, den Begriff oder Mythos des »Heimatländers« wiederzubeleben. Das halte ich allerdings für unmöglich. »Heimatländers« im engeren Sinne kann heute in der allgemeinen literarischen Entwicklung keine weiterführenden Akzente mehr setzen. Der Zusammenhang mit der Gesamtgesellschaft muß ersichtlich sein, die Literatur muß überregionalen Ansprüchen genügen. Aber gerade, wenn sie nicht unverbindlich oberflächlich ist, wird sie auch die Herkunft aus einem bestimmten, erlebten und reflektierten Raum nicht leugnen. Je mehr sie – im Ideologieverdacht – erregend modern in ihren Zweifeln und Perspektiven ist, um so dringlicher braucht sie den räumlichen Ausgangspunkt, mit dem sie in den Veränderungen der Zeit Fuß faßt.



*Arbeitszimmer im Zeichen der Pop-Kultur, undatiert.*

### Aus »Nowack«

An die Fensterscheiben des dreieinhalb Quadratmeter großen Abstellraumes, der zu seiner Kellerwohnung gehört, hatte er Zeitungen geklebt. Er war davon überzeugt, nichts sei geeigneter, hell in dunkel zu verwandeln, als ein kleiner Teil der Gesamtausgabe einer Tageszeitung. Er stand im Abstellraum, für ihn: Die Dunkelkammer, und entwickelte einen Film, drehte den Stöpsel der Entwicklerdose und las einen Artikel in der obersten Zeitung am Fenster, in dem vom Aufstand einer Gruppe italienischer Gastarbeiter berichtet wurde, die wegen unzumutbarer Wohnverhältnisse (Kellerwohnung) einen Sitzstreik vor der Wohnung des Hauseigentümers durchgeführt hatte. Diese Aktion war nicht erfolglos geblieben, der Hauseigentümer hatte ihnen die unmenschlichen Wohnverhältnisse erspart und die Wohnung fristlos gekündigt. Der Artikel: Harry hatte ihn, als er einzog, in zahlreichen Belegexemplaren zusammen mit achtundvierzig leeren Tomatenmarkdosen im Keller vorgefunden.

Nebenan im Wohnraum klingelte das Telefon, er kümmerte sich nicht um den Apparat. Früher, als er noch alles stehen und liegen ließ, wenn sich der Fernsprecher meldete, hatte er manchen Film verdorben, doch die Zeit, wo er bei jedem Anruf mit einem Auftrag rechnete, war lange vorbei. Der Apparat gab noch ein paar Mal Laut und verstummte dann. Harry wartete, bis sich die Kurzeituhr meldete, und schüttete den Entwickler aus der Dose in die Kunststoffflasche, wässerte und fixierte den Film und legte ihn in das Wässerungsbecken neben der Tür.

Oder aber: Er lag auf der Matratze nebenan im Wohnraum und blickte mit weitgeöffneten Augen zur Kellerdecke. Er hatte die Feier anlässlich der Stilllegung einer Zeche fotografiert, den Film entwickelt und die Negative vergrößert und war mit zwei Tropfen aus seiner Flasche auf Reisen gegangen. Die Flasche: Abschiedsgeschenk von Monika, Studen-

tin der Chemie im sechsten Semester. In seinem Besitz verblieben, zusammen mit einem unfreundlichen Tripper: Erinnerung an eine Ausgezogene. Ausgezogen zuerst sie sich für ihn, dann sie aus der Wohnung für immer und mit dem Versprechen, nie zurückzukommen.

Das Telefon klingelte. Er stand auf, stand schwankend und wollte zum Telefon, er stolperte, setzte sich auf den Sisalteppich, sah einen Film in Pepsi-Color. Ausrufer mit Megaphon. Aufgepaßt, Leute, das ist der große Ausverkauf, groß wie alles in dieser Landschaft und größer, als es sich der an Großes gewöhnte Harry S. Nowack hätte je träumen lassen. Die Stilllegung des Ruhrgebietes, die Einebnung aller Löcher, die Vermauerung der siebten Sohle. Hosianna, Kohlenkrise an der Ruhr, die Stunde der Befreiung des Bergmannes hat geschlagen, befreit wird Stacho Kaczmarek, eingewandert in den berüchtigten Zwanzigern aus den polnischen Sümpfen, befreit wird er von der Fron unter Tage, die er in hunderten und aber hunderten Gedichten bergmännischer Versuchslyrik besang, was heißt hier besang: die er verfluchte in grimmigen Botschaften aus dem Streb. Harry wollte sitzend zum Telefon hinübereitschlen und nach dem Hörer greifen, verlor das Gleichgewicht, kippte und lag wieder. Der Wirtschaftsminister fährt an ihm vorbei und besteigt ein geschmücktes Rednerpult, und die Bergleute nehmen ihre Helme ab und singen eine Schnulze, und der Minister redet und redet ein Es-wird-alles-wieder-besser. Harry fotografiert. Minister auf Rednerpult. Bergleute mit gläubigen Gesichtern. Aufsichtsratsmitglieder mit Beteuerungen auf den Lippen: Wirklich, wir haben gestern noch nichts davon geahnt. Harry erwartet Unruhe. Wenn die Not ihre Zähne in den Hals einer Landschaft schlägt, denkt er, da werden Kräfte frei, da schießen Besen, und selbst die Steine demonstrieren. Harry sieht den blauen Saint-Tropez-Himmel auch im Ruhrgebiet. Auf den Abraumhalden wächst das Korn, und die Schafe weiden auf sattgrünen Wiesen, und noch immer

fährt der Minister von Ort zu Ort und redet und redet. Harry kam wieder zu sich, ging zum Telefon und hörte das Freizeichen, legte wieder auf und hielt dann in der Küche einen Lappen unter den Wasserhahn, zog das Hemd aus und rieb seinen Oberkörper ab, preßte den Lappen gegen die Stirn, holte ein Handtuch aus der Bekleidungskiste im Wohnraum und frottierte die Haut, bis sie rot wurde. Er zog eines seiner Arbeitshemden an, die Monika genäht hatte, nahm vier Rollfilme aus der Materialkiste, überlegte vor dem Kameraregal neben der Tür, welchen Apparat er mitnehmen sollte, entschied sich für eine einäugige Spiegelreflex und hängte sie über die Schulter.

Durch das Fenster einer Straßenbahn sieht er die (fensterlosen) Mauern der Untersuchungshaftanstalt, ahnt hinter ihnen Justizbeamte, die wehrlose Häftlinge künstlich am Leben halten, sie jeden Tag nach Sonnenuntergang auspeitschen. Unangenehmes Frösteln. Die Schiebetüren gleiten (leises Zischen) auseinander. Er springt auf die Straße, überquert sie, ist auf dem Bürgersteig. Eine junge Frau, noch keine zwanzig, geht an den Schaufenstern eines Automobilsalons vorbei und betrachtet interessiert das neueste Modell von Plymouth. Sie geht an Krücken. Der neue Plymouth: ein Fünfundzwanzigtausender mit Hydroakkustik und opelgesteuerter Nockenwelle. Harry beobachtet, hebt die Kamera, will auf den Auslöser drücken. Bemitleiden, jmdn.: sich über die Notlage eines Menschen aufrichtig und tief betrüben, des Betroffenen seelische Not nachempfinden, ihn bedauern und dies durch Blick, Geste oder Wort zum Ausdruck bringen.

Harry wünscht sich einen Blumenladen herbei, kauft vier Azaleen, läuft hinter der Frau her und spricht sie an, entschuldigt sich, sagt, er habe ihr Gesicht gesehen. Es sei außergewöhnlich, er würde es gern fotografieren. Sie lächelt, schüttelt den Kopf, nimmt die Blumen nicht an und erzählt von ihrem Mann.

– Er würde das nicht verstehen, sagt sie, er kauft gerade einen neuen Wagen, der alte ist leider auf dem Friedhof. Es war ein schwerer Unfall, Sie verstehen!

Während sie das sagt, klopf sie mit dem rechten Zeigefingerknöchel auf ihr Knie, und das Knie klopf hölzern zurück.

– Sind Sie wirklich verheiratet, fragt Harry, und sie zeigt ihren Trauring zum Beweis.

– Welch ein Glück für Sie, sagt Harry und wirft die Azaleen in einen Gully, Welch ein Glück für Sie.

Die Snack-Bar füllt sich nach und nach. Verkäuferinnen aus den umliegenden Kaufhäusern, weil sie Mittagspause haben. Einige Zuhälter, die unter ständigem Personalmangel leiden. Die Verkäuferinnen zeigen stolz ihre Umsatzzahlen vom Vormonat: unter die Namen ihrer Arbeitgeber auf die Stirn tätowiert. Zuhälter schildern ihre Fürsorglichkeit in lockenden Farben. Boris bekommt seinen Rehrücken, und der Metzger fragt Harry, ob er ihn nicht wieder einmal fotografieren und in eine Zeitung bringen könnte.

– Metzger schießt Reh im Tierpark, wenn das kein aktueller Anlaß ist.

Harry verspricht, am nächsten Tag wiederzukommen, und redet sich mit Filmmangel heraus. Er habe keinen Film mehr in der Tasche, sagt er, leider, leider.

Von der Dunstglocke gefilterte Sonne macht die Burgstraße einigermaßen erträglich. Harry und Boris gehen nebeneinander, beide mustern die Passanten, die ihnen entgegenkommen. (Boris versieht sie mit Streifen, Harry mit gelben Punkten.) Beide hoffen auf einen Auftrag. Harry nicht so sehr. Er fotografiert, weil es ihm Spaß macht und die bequemste Art ist zu überleben. Am Ende der Burgstraße ein Menschauflauf. Harry nimmt die Leica, macht sie aufnahmefertig. Nimmt also den Deckel vom Objektiv und transportiert den Film. Menschen stehen dicht und sehen einander über die Schultern. Harry versucht, sich durchzu-

drängen. Ein Martinshorn gellt. Zwei Funkstreifenwagen fahren rücksichtslos über den Bürgersteig und einen beinamputierten Invaliden, der (im Besitz der hierfür erforderlichen Erlaubnis) auf dem Pflaster sitzt und Schnürsenkel verkauft. Uniformen springen aus dem Wagen und treiben die Menge knüppelnd auseinander. Boris flüchtet in einen Hauseingang.

Leica. Neunziger Tele. Glaubt doch ein indonesischer Grafikstudent, er befinde sich in einer Kulturstadt und es sei in einer solchen möglich, eine Monalisa auf das Pflaster zu kreiden und eine Mütze daneben zu legen. Die Einwohner haben jedoch dergl. nie gesehen und sammeln sich, eine Zusammenballung, die Anlaß gibt zu den schlimmsten Befürchtungen. Die Uniformen suchen und finden: Eine-Gefahr-für-die-öffentliche-Sicherheit-und-Ordnung, Setzen sich und die Gummiknäppel in Bewegung. Ein Schnürsenkelverkäufer, Rentner und folglich ein doppelt unwertes Mitglied der menschlichen Gesellschaft, wird unauffällig im Rahmen des Einsatzes beseitigt, die Aktion erlangt schon dadurch den notwendigen Grad an Effektivität, den sie nach dem Willen des Rationalisierungskrematoriums Deutscher Uniformträger aufweisen soll. Diese Stadt ist eine Stadt der Arbeit, denkt der Einsatzleiter und läßt arbeiten. Zwei Sprichwörter: Arbeit macht frei. Es ehrt den Mann die Arbeit und die Tat. Der Aufsichtsrat der Zeche Hermann Ebs: beabsichtigt, ein Aktienpaket unrentabler Zechen zu erwerben, aufzuschnüren und um Weihnachten herum an die Mitglieder des Polizeisportvereins zu verteilen. Gasverbrauch: Eine Mutter, diesmal von acht unehelichen Kindern, dreht sich in ihrer Wohnung den Gashahn auf. Pech für die Städteplaner: keine Explosion. Das Haus bleibt stehen. Erhebt sich die Frage, wer hier den übermäßigen Gasverbrauch bezahlt. Eindeutig sind Erben für Verbindlichkeiten, die der Erblasser, auch Erblasser, zu Lebzeiten begründet, zahlungspflichtig. Wie aber verhält es sich mit der fraglichen Menge gewöhnlichen giftigen Stadt-

gases, die nach dem Ableben des Erblässers austritt? Zweifelsfrei wird sie durch den Zähler registriert: Kann aber ein Verstorbener noch Abnehmer sein, d. h. einen Gasabnahmevertrag nicht nur schließen, sondern auch erfüllen? Wenn hier, es wird anheimgestellt, der Abnehmer noch posthum zu einem solchen werden kann: ungeahnte Felder, die von der Gesellschaft für Bedarfsweckung noch nicht einmal vermessen, geschweige denn erschlossen sind. Jack the Ripper: Unweit des Hauptbahnhofes hat er eine abbruchreife Ruine entdeckt, deren Keller noch bewohnbar ist. Tagsüber geht er durch die Stadt und erkundet die Lage, trinkt schon einmal einen Kaffee bei Capocci und fällt durch seine gepflegte Kleidung auf: Die Kellner weigern sich, ihm ohne Vorkasse auch nur ein Streichholz zu reichen. Dr. Stein: hat die Stahlwerkstraße aufgesucht und vorsichtig den Stand der Unzufriedenheit erkundet. Der unzufriedene Arbeiter: zwölfhunderter Opel, Farbfernsehgerät, Waschmaschine und Bausparvertrag. Als Stein von der Revolution redet, ruft er die Uniformen. Stein flüchtet. Ungebrochen beobachtet er, wie der indonesische Student in einen Wagen gezerrt wird. Beifall der Menge. Dr. Stein, ohne dunkle Brille, verzweifelt nicht. Er ist auf einem Langen Marsch. Weitab von prärevolutionärer Resignation hofft er sogar: Er hat von einer Demonstration gehört, Zeche Hermann Ebs. Seit Tagen denkt er an nichts anderes mehr, jede Nacht schleicht er leise wie ein Fisch im Wasser am Zaun der Zeche entlang, versucht einzudringen. Vergeblich: Werksschützer. Die Menschenmenge ist in einzelne zerlegt. Eine Uniform fesselt den Studenten an ihr Handgelenk. Da äußert der Grafiker erstmalig Anteilnahme: Er verbittet sich diese Beleidigung und verlangt, vor seinen Konsul geführt zu werden. Uniformen telefonieren ratlos: Bestehen zu Indonesien diplomatische oder konsularische Beziehungen? Endlich finden sie einen auskunftsfähigen Pressesekretär: Ja, Nein, Ja!

\*\*\*

Harry sieht, der Mann spricht, bewegt die freie Hand, holt einen Kugelschreiber aus der Brusttasche und schreibt. Die Straßenbahn: ein Großraumfahrzeug mit Fahrgastfluß. Vollautomatische Fahrscheinausgabe. Harry steigt ein, wirft eine Münze in einen Schlitz. Der Automat surrt, summt, dann fällt eine Kunststoffmarke in ein Fach. Harry steckt die Marke in einen Kasten neben dem Aluminiumgitter zwischen Einstiegplattform und Fahrgastraum, das Gitter zischt zur Seite, gibt den Weg zu den grauen Polyesterbänken frei. Fahrgäste außer Harry: keine. Fenster, durch die er die Untersuchungshaftanstalt oder Mädchen oder Kraftfahrzeuge sehen könnte: keine. Er setzt sich, merkt, daß sich der Wagen bewegt. Von Zeit zu Zeit eine Lautsprecherstimme. Straßennamen. Der Wagen hält, fährt wieder an, fährt.

Vierundzwanzig Führungskräfte tagen seit drei Tagen im Tagungsraum der Ruhrterrassen. Wie gewöhnlich tagen sie rücksichtsvoll, d. h. also leise, obwohl sie wissen: Gefahr droht ihnen kaum. Aufrecht, sportlich und in dezentem Hellblau geht der Seminarleiter zum Rednerpult und führt, aber nicht ein, sondern aus, daß die Probleme auch bei steigendem Mechanisierungsgrad mitnichten keine, sondern durch geeignete konzertierte Aktionen zu lösende sind. Während im allgemeinen, so erklärt er sympathisch lächelnd, das Leistungspotential der gelernten Mitarbeiter durch betriebliche und außerbetriebliche Instanzen hinreichend aktiviert werde, erscheine jedoch die Leistungspflege bei angelernten und vor allem bei ungelerten Arbeitskräften bei weitem nicht ausreichend. Dieser Personenkreis, bei männlichem Material immerhin rund fünfzig Prozent, bei weiblichem sogar rund achtzig Prozent, müsse zu hinreichender Produktivität entwickelt werden, was geeignete Maßnahmen der Leistungspflege erforderlich erscheinen lasse.

Harry S. Nowack: sitzt in einem Großraumwagen, zündet sich eine Zigarette an und setzt die Sprinkleranlage in Tä-

tigkeit. Ungeachtet dessen: In einem weiteren Tagungsraum der Ruhrterrassen tagt der Verband der Freizeitgestalter. Freizeit, sagt der Referent, sei nicht freie Zeit, sondern sinnvolle Ergänzung der Arbeit. In einer industriellen Leistungsgesellschaft, abgekürzt LG, sei die Leistungsfähigkeit, abgekürzt LF, des AN nicht nur am Arbeitsplatz, sondern schlechthin in allen Lebensbereichen zu fordern, wobei die schlangenzüngige Doppelfunktion der Familie noch nicht hinreichend erkannt worden sei. Fragen zu diesem Komplex: Ein Freizeitberater, aufrecht, sportlich, in dezentem Hellgrün, hebt die Hand. Er habe da seine Erfahrungen, bestätigt er, immer noch gerate er in Gewissenskonflikte, wie er die Familie als Keimzelle der Leistung bewerten solle. In einer Vielzahl der ihm anvertrauten Leistungsgruppen wären Ehefrauen noch immer leistungsfeindlich, widersetzten sie sich beispielsweise der Disponibilität ihrer Männer und würden zu einem relevanten Störfaktor. Lächelnd zündet sich der Referent eine Zigarette an. Hier, so sagt er, sei der Promiskuitätsfaktor nicht hinreichend aktiviert. Die Ehefrau sei als Konsumstimulans von unbestrittenem Wert, widersetze sie sich jedoch selbstverständlichen Forderungen betrieblicher Disposition, sei sie zu eliminieren. Er verstehe nicht, sagt der Referent leise, weshalb in diesem Falle nicht unverzüglich die produktionsfeindliche Aktivität der Ehefrau, die sich offensichtlich zur unkontrollierten Bezugsperson aufbauen konnte, durch programmierte Umstellung des AN auf latente Bereitschaft zur Promiskuität neutralisiert würde. Unruhe im Tagungsraum der Freizeitberater. Der vorlaute Fragesteller wird bleich. Zwei Ärzte nahen mit einer Tragbahre und reden beruhigend auf ihn ein. Harry sieht, man trägt ihn in den relaxing-room, legt ihn auf eine Liege. Indikation: Tranquillizer, der Psychotherapeut entscheidet sich wie meist für ein Klistier. Großraumwagen: Die Lautsprecherstimme krächzt ein heiseres Notunterkünfte, eine Klappe öffnet sich in der Lehne der Sitzbank vor Harry, ein Gummimund spitzt die

Lippen und spuckt ihn an. Er wischt die Spucke vom linken Auge, greift nach dem Kamerakoffer und steigt aus. An der Haltestelle wartet er, bis die Straßenbahn über eine Schienenschleife fährt und in die Richtung rollt, aus der sie gekommen ist, nimmt dann die Leica aus dem Koffer und wechselt das Normalobjektiv gegen ein Tele aus. Hochhäuser, aber hinter einem Stacheldrahtzaun. Harry macht eine Aufnahme. Weit entferntes Hochhaus nahe herangeholt. Geht dann am Zaun entlang. Vor dem Zaun eine Hecke, vor der Hecke ein bepflanzter Streifen Erde.



*Körner mit seiner geliebten Leica-Kamera, undatiert.*

>Sich Geschichten erzählen lassen<

Man kann im Ruhrgebiet: arbeiten, in eine Kneipe gehen, in einem Espresso einen Espresso trinken. Man kann dort mit den Leuten reden, und wenn sie einen dann ein paar Monate kennen, erzählen sie ihre Geschichte. [...] [Es sind] solche Geschichten, die Menschen im Espresso [Café in Dortmund] erzählt haben. Ich nenne diese Geschichten Liebesgeschichten, weil in ihnen Liebe nicht mehr vorkommt. Party, die Geschichte des Herbert Z., war die erste dieser Geschichten, die ich aufschrieb. Ich schickte sie Klaus Rainer Röhl, der sie in *Konkret* druckte und mir Geld dafür schickte. Herbert Z. ist inzwischen geschieden, und seine Frau lebt jetzt in München. Sie arbeitet dort in einer Bar und will vielleicht wieder zurück zu ihm, weil sie das Kind nicht ohne Vater aufwachsen lassen möchte. Nach »Party« schrieb ich die anderen Geschichten auf. Susanne N. arbeitet nicht mehr bei der Telegramm-Aufnahme, weil sie bei der Post rausgeflogen ist. Der Zuhälter Peter R. ist inzwischen wieder aus dem Gefängnis entlassen. Petra M. ist noch immer verheiratet. Sie hat sehr schöne Kleider. Als sie das letzte Mal nach Dortmund kam, rief sie vom Flughafen Düsseldorf aus an, und ich habe sie vom Flugplatz abgeholt. Dabei ist mir, als sie im Wagen saß, auf der Bundesstraße einer der Keilriemen, oder was auch immer das war, kaputtgegangen, und sie sagte, bei ihrem Mercedes wäre das nie passiert. Harry ist übrigens seit einem Trip nicht mehr ansprechbar. Christine G. schließlich ist wieder in das Landeskrankenhaus gekommen, und dort ist sie wieder geflüchtet, und weil sie inzwischen älter geworden ist, haben ihre Eltern nichts mehr zu sagen, und sie arbeitet in einer Bar in der Lüneburger Heide.

Alle diese Liebesgeschichten sind, mit Ausnahme der Geschichten »Plädoyer eines Fabrikanten« und »Christine und die Menschenfresser« in *Konkret* erschienen. Ich habe danach solche Monologe nicht mehr aufgeschrieben. Die

Erzählungen sind Geschichten von Bürokraten. Ich habe sie nicht aufgeschrieben, weil die Bürokraten so was erzählen, sondern ich mußte sie mir einfallen lassen, weil die Bürokraten so was nicht erzählen. Ich arbeitete damals in einem Sozialamt, und die Bürokraten in einem Sozialamt sind noch schrecklicher als andere Bürokraten. Ich habe mich dauernd über sie geärgert. Die Erzählung des Mannes, der seine Daten verarbeitet, habe ich geschrieben, als mir einmal ein Programmierer in einer EDV-Zentrale erklärte, daß er noch immer davon überzeugt sei, ja, der Nationalsozialismus sei die ideale Lösung für die damaligen Probleme in Deutschland gewesen. Das hat mich sehr aufgeregt. Da sitzt einer inmitten modernster Technik und wird mit komplizierten Systemen fertig und hat davon abgesehen nichts begriffen. Heute regt mich so etwas nicht mehr so sehr auf.

## Party

### *Die Geschichte des Herbert Z.*

Also, manchmal glaube ich, alle spinnen. Nicht mal mehr 'ne Party kann man feiern. Aber das fing gleich so komisch an. Ich hatte also 'n paar Pullen vom Großhändler geholt, Whisky, Hennessy und Schampus, was man eben so braucht, wenn man Freunde eingeladen hat. Macht nichts, hab ich mir gedacht, im Großhandel ist das Zeug billig, und man will sich ja nicht lumpen lassen. Ich nehme also den Kasten mit den Pullen, leg' ihn auf den Beifahrersitz und gondele durch die Stadt langsam nach Hause. Was soll ich sagen, nimmt mir doch so ein idiotischer Radfahrer die Vorfahrt, gurkt mir von links in die Karre und schrammt mit seinem Scheißfahrrad den Lack vom Kotflügel. Ich also raus aus der Karre und dem Kerl eins vor die Schnauze gehauen. Schon kommt ein Bulle quer über die Kreuzung und zückt das Notizbuch. Der Radfahrer quasselt ihn gleich an. Sagt, daß ich ihn geschlagen habe. Na ja, ich bin ja nicht von gestern. Ich schalte sofort auf die andere Masche um, mit der ich auch im Geschäft gut arbeite, ich rücke meine Krawatte zurecht und mache auf seriös.

»Ich verstehe das nicht, Herr Oberwachtmeister«, sage ich, »ich will mir gerade den Schaden an meinem Fahrzeug besehen, und da steigt dieser Herr ab und wird tätlich. Unbegreiflich, man kann so eine Angelegenheit doch in Ruhe regeln.«

Der Wachtmeister sieht sich den Radfahrer an. Typischer Vorortprolet. Der Bursche wird auch glatt wieder frech und will dem Bullen klarmachen, ich habe ihn geschlagen. Der Wachtmeister sieht sich erst mal meinen Wagen an. »Mercedes 300 SL«, sagt der Bulle, »sieht man nicht oft bei uns.« »Ja«, sage ich, »für irgend etwas muß der Mensch ja leben. Ich arbeite hart. Der Wagen ist der einzige Luxus, den ich mir leiste. Etwas braucht schließlich jeder Mensch.« Der

Bulle nickt. Ja, sagt er, das verstehe er, er hat auch einen Schrebergarten. Dabei geht er mit dem Fingernagel über die Schramme und sagt doch wahrhaftig, daß es nicht so schlimm ist. Also, ich denke, ich spinne. »Herr Hauptwachtmeister«, sage ich, »mit einer Ausbesserung ist es hier nicht getan. Der Kotflügel muß gespritzt werden, unter zweihundert Mark tut sich da gar nichts in der Werkstatt.« Der Bulle überlegt und holt das Buch wieder aus der Tasche. Der Radfahrer will kiebig werden, aber der Bulle läßt ihn gar nicht erst hochkommen. »Sie reden, wenn Sie gefragt werden«, sagt er. Dann stellt er die Personalien fest usw. Als er fertig ist, gibt er mir die Anschrift des Radfahrers und dem Kerl eine Gebührenpflichtige. Der Radfahrer sagt, ich sei zu schnell gefahren. Aber der Bulle läßt sich gar nicht erst darauf ein. »Wollen Sie nun die Verwarnung bezahlen, oder soll ich eine Anzeige schreiben?« fragt er. Der Radfahrer wird klein. »Dann geht das zum Gericht«, sagt er, »und ich habe Lohnausfall!« Lieber berappt er die fünf Eier. Der Bulle gibt mir die Hand. »Dann ist ja alles klar«, sagt er und geht, und ich steige wieder in meine Karre.

Hat der Peter doch recht gehabt, denk ich und mache das Radio an, die Schramme am Kotflügel hinten nicht ausbessern und mit auf die Rechnung setzen, wenn einem ein Idiot in die Karre fährt. Das Geld für die Reparatur muß er schon rausrücken. Versichert wird er ja nicht sein, aber das ist nicht mein Bier. Soll er sich versichern lassen, dann braucht er nicht den Lohn für zwei Wochen zu blechen. Die Gisela ist ja auch bescheuert. Gleich zum Anwalt zu laufen, und das alles wegen dieser Scheißparty. Aber ich sag ja, nicht mal mehr 'ne Party kann man feiern. Da holt man eine Frau aus dem Dreck, und was erntet man? Undank! Was hat sie denn schon gehabt, als ich sie damals auf Sylt aufgabelte? Diesen gebrauchten VW und ihre Klamotten und sonst, na ja, reden wir nicht davon. Ich möchte wissen, was die sich denkt. Wenn sie wieder in das Büro zurück an

die Schreibmaschine will, meine Güte, das braucht sie mir doch nur zu sagen. Ich bin der letzte, der sie daran hindert. Der erste Lack ist sowieso runter. Aber so sind die Weiber. Kaufen sich einen alten VW und schicke Klamotten und fahren nach Sylt, um einen rechten Typ kennenzulernen. Wenn ich nicht gerade diese Karre gekauft hätte, in einen anderen Wagen wäre die nicht gestiegen. Die Sorte kenn ich doch. Ich fahre also nichtsahnend zum Gogärtchen, sehe ich Gisela. Klasse Biene, denke ich, fahre also rechts ran und lasse sie einsteigen. Gehe mit ihr Kaffee trinken und verabrede mich für den Abend. Sie kommt auch wahrhaftig, ich zieh mit ihr in die Tenne, schmeiß ihr ein paar Whiskys und fange dann an, von Liebe auf den ersten Blick zu quatschen und so ähnliches Zeug. Ich mime also kräftig, tanze Backe an Backe, und als ich sie nachher endlich wieder in der Karre habe, macht das Weib doch tatsächlich Zicken. Aber nicht bei mir, denk ich, da ist sie an den Faltschen gekommen. Den ganzen Abend meinen Whisky saufen und dann einen auf keusch machen, das ist bei mir nicht drin.

Ich also gar nichts gesagt, die Pfoten von ihrem Oberteil genommen und erst mal in eine ruhige Ecke gefahren und dabei vom Mondschein und von Romantik geredet. Bald habe ich das Zeug selber geglaubt, ich sag immer, wenn man nicht so reden kann, daß man den Kohl selber glaubt, soll man gar nicht erst anfangen. Ich mache also auf romantisch und »Wie wär's mit 'ner Strandwanderung?«, und da ist sie ausgestiegen und mitgegangen. In allen Ehren, hat sie gesagt. Ich bin gar nicht darauf eingegangen, und als ich dann die anderen im Sand sah, bin ich noch ein Stück weitergegangen. Was soll ich sagen, als ich sie aufs Kreuz legen will, macht sie doch glatt wieder einen auf Mimose und fängt an, sich zu wehren. Blöde. Als ob sie nicht gewußt hat, was kommt. Aber mit einer Frau bin ich noch immer fertiggeworden. Wäre ja auch gelacht. Hinterher hat sie geheult und gesagt, daß sie es nicht gewollt hat. »Alles

kalter Kaffee«, hab ich gesagt und sie in ihre Pension gefahren und gedacht, die Sache ist erledigt. Da kommt sie mir doch am nächsten Tag auf die Bude und sagt, daß es das erste Mal gewesen sei, und ich könne sie doch nicht einfach links liegen lassen. Also, das ist mir noch nie passiert. Ich hab mein Hotel bezahlt und ab nach Borkum. Ich bin doch nicht gegen einen Schrank gelaufen.

Zu Hause, als ich vom Urlaub schon längst nicht mehr braun bin, kommt doch eines Tages wahrhaftig ein Brief. Scheiße. Ich hätte mir gleich denken können, daß so was keine Pillen frißt, aber wer denkt denn schon an so was! Ich stell mich also dumm und antworte erst einmal gar nicht. Kommt prompt ein zweiter Brief, diesmal von ihren Eltern. Mit »anständiges Mädchen« und »noch minderjährig« und »Ehre« und solchem blöden Zeug. Ich antworte also, daß ich mich leider wirklich beim besten Willen nicht erinnern kann, und denke, daß die Sache damit erledigt ist. Von wegen! Drei Monate hat mir die Sippe so zugesetzt, daß ich schließlich gesagt habe: »Okay«, hab ich gesagt, »meinetwegen, heirate ich also, das Kind muß ja schließlich einen Namen haben, man ist ja kein Schwein.«

Ich verspreche also, daß ich sie heirate, und fahre noch mal in Urlaub. Nach Spanien. Hatte ich auch nötig nach all den Aufregungen. Als ich wiederkomme, ist sie im achten Monat und heult aus allen Löchern. Sie hat gar nicht mehr an mich geglaubt, sagt sie. Blöde Gans. Ein Mann hält Wort. Wir also zum Standesamt.

Kam mir richtig lächerlich vor. Aber was sein muß, muß sein, und was einen nicht umwirft, das macht einen härter. Ich heirate also und bringe sie erst mal zurück zu ihren Eltern und fahre wieder nach Hause in meinen Keller. Damals wohnte ich im Keller von meinem Haus. Das reichte mir, weshalb allein in einer Wohnung hausen, wenn man sie für gutes Geld vermieten kann, ich bin doch nicht blöd, ich lebe von der Miete, und vier Scheine mehr sind nicht zu verachten.

Na ja, nach fünf Monaten war ich es leid. Wenn man schon verheiratet ist, will man schließlich ab und zu was von seiner Frau. Ich schmeiße also einen Mieter aus dem Dachgeschoß raus und richte die Wohnung für uns ein. Und im Keller, sagte ich mir, im Keller baust du dir eine erstklassige Hausbar. Als die Wände trocken waren, hab ich die Bar eingerichtet. Da habe ich nicht gespart. Zwei alte Bauerntruhen aus Ostfriesland habe ich für vier Scheine bei einem Bauern losgeeist. Der Idiot wußte natürlich nicht, was die Dinger wert sind. Und dann paar Sessel und 'ne Liege natürlich. Die kann man in der Hausbar immer gebrauchen, habe ich gedacht, wenn man mal 'ne Biene abschleppt, dann braucht man nicht ins Hotel.

Na, die Gisela hat dann aufgewischt, als alles fertig war, und ist zum Friseur gelatscht und hat ihr Mini angezogen. Wir sind um sechs runter in den Keller und haben erst mal die Liege eingeweiht, und dann sind so nach und nach die anderen gekommen. Der Volker vom Funk mit seiner Verlobten, die Christa mit ihrem Macker und dann noch Klaus, der blöde Hund. Mit einer Frau, die ich noch nie mit ihm zusammen gesehen hatte. Klasse Frau, so richtig meine Kragenweite. Ich möchte mal wissen, was die an Klaus findet, hab' ich gedacht. Aber so sind die Weiber. Die wittern gleich den Akademiker. Die Jungens schmecken mir sowieso. Keinen Pfennig in der Tasche und einen alten Fiat fahren und sich mit ihren Weibern bei Bekannten durchsaufen. Erst machen sie sich überall lieb Kind, und wenn sie erst den Doktor in der Tasche haben, dann sehen sie einen nicht mehr an. Aber man ist ja immer zu großzügig. Na ja, am Anfang war es ein bißchen steif im Keller. Aber nach und nach kam Stimmung auf, und dann hab ich die Stereo-Anlage eingeschaltet, und wir haben getanzt. War gar nicht übel. Die Mieter im Erdgeschoß haben zwar bei sich auf den Fußboden geklopft, aber schließlich ist das Haus ja mein Haus, und in meinem Haus mache ich immer noch, was ich will.

Wär 'ne prima Party gewesen, wenn Klaus nicht dagewesen wäre. Mit seinem blöden Gequatsche. Ich hab mir das 'ne Zeitlang angehört mit sozialem Gewissen und solchem Schwachsinn, aber daß ich von der Miete lebe, das geht den doch wohl einen Scheißdreck an. Ist schließlich meine Sache, daß mir meine Tante das Haus vererbt hat. Von wegen der Mensch braucht Arbeit. Quatsch. Ich habe jahrelang Autos verkauft, und wenn ich sage, daß Arbeit ein Fluch ist, dann weiß ich, wovon ich rede. Und manchmal ziehe ich ja noch 'nen Schlitten an Land und verscheure ihn wieder mit Gewinn, aber nur zum Spaß. Muß ja nicht sein, sag ich mir immer.

Dann wurde der Volker politisch. Wie es so kommt, wir reden und reden, und natürlich kommen wir auf den letzten Krieg. Ich hatte ja nicht viel davon mitbekommen mit den fünf Jahren, die ich war, als die Chose zu Ende ging, aber mit deutscher Kriegsschuld und so, das ist bei mir nicht drin. Da hab ich kurz auf den Tisch gehauen und das Buch von oben geholt, in dem ich manchmal abends lese, und habe die Stelle laut vorgelesen, wo russische Soldaten in Ostpreußen deutschen Frauen Pfähle zwischen die Beine in den Leib treiben. Haben sie wirklich gemacht, kann man ja schwarz auf weiß lesen, und das Buch ist ja nicht mehr verboten.

Da ist doch der Volker, blöd wie er nun mal ist, also der Volker sagt, daß ich ihm leid tue, und holt den Mantel von seiner Verlobten und haut ab. Aber nicht mit mir, denk' ich, und als er raus ist, gehe ich ihm nach und erwische ihn noch vor der Tür, gerade, als er in seine Karre steigen will. »Da, du Kommunistenschwein«, sag ich, »nur damit du Bescheid weißt, wie ich von dir denke. Bei mir brauchst du dich nicht mehr sehen zu lassen. Und damit du es weißt, für mich sind Hitler und Napoleon noch immer die größten Männer, die die Geschichte hervorgebracht hat.« Er sagt nichts und steigt in seine Karre und haut ab. Solche Burschen schmecken mir gerade. Sollen doch nach drüben, wenn es ihnen bei uns nicht paßt.

Als ich in den Keller zurückkomme, macht mir Gisela doch wahrhaftig Vorwürfe. So hätte ich mit Volker nicht reden sollen, und das mit Hitler und Napoleon sei großer Quatsch, das wüßte ich schließlich selber. Ganz ruhig bin ich da geworden. »Weißt du«, hab ich ihr gesagt, »davon reden wir später.« Dann sah ich den Klaus und die Blonde auf der Couch rumknutschen, und da wollte ich nett zu meiner Frau sein, und da hat sie sich losgerissen und gesagt, daß ich nach Schnaps rieche. Ich hab ihr eine geklebt, und sie ohne ein Wort raus aus dem Keller. Na ja, war mir egal. Nur daß keine Zigaretten mehr da waren, das hat mich gefuchst. Ich will also zum Automaten und Zigaretten holen, da sehe ich den Klaus wieder auf der Liege. Der Klaus, dachte ich, der liegt hier auf der Liege und säuft deinen Whisky, laß den doch laufen. Ich hab' ihm 'nen Ton gesagt, und da ist er aufgestanden und gegangen. Ob ich zwei Markstücke hätte, hat er noch gefragt. Natürlich hatte ich.

Ich sitze also und kippe noch einen Whisky, und plötzlich sehe ich, daß sich die Blonde die Lippen schminkt. Mann, denke ich, die ist nicht übel. Ich also hin zu ihr und ihr den Lippenstift weggenommen. »Laß doch den Quatsch«, hab ich ihr gesagt, und wollte sie in den Arm nehmen, aber da hat sie mir eine geklebt.

Nun kann ich ja so was bei Frauen nicht ausstehen. Soll sich doch nicht so blöd anstellen. Ob sie nun was mit dem Klaus hat oder mit mir, da ist doch wirklich kein großer Unterschied. Höchstens der, daß ich weiß, wie die Dinge laufen. »Du bist wohl verrückt«, sage ich also zu der Blondin und gehe erst mal zur Tür und schließ ab. Man weiß ja nie, wer von den Mietern nachts noch in den Keller kommt, und die brauchen ja nicht zu sehen, was man auf dem Tisch stehen hat. Nachher quatschen sie wieder, daß man ihre Miete versäuft. Ich also schließ die Tür ab und kümmere mich um die Blonde.

Zuerst hat sie sich geziert, aber dann hat sie doch einigermaßen mitgespielt. Vielleicht nicht so richtig, ein bißchen hat sie sich noch gewehrt, aber das ist gerade die Art, die ich mag.

Was soll ich sagen, es hat zwar ein paarmal gegen die Tür gedonnert, aber ich hab gar nicht mehr an Klaus gedacht. Plötzlich draußen eine Stimme. »Aufmachen, Polizei!« Meine Güte, denk ich, die sind wohl verrückt, ich also mach die Tür auf, und da stehen zwei Bullen. »Was ist denn hier los?« fragt der eine. »Nichts«, sag ich, »man wird doch wohl noch 'ne Party in seinem Haus feiern dürfen!« Dann sieht der Klaus die Blonde, die auf der Liege sitzt und heult, und kommt auf mich zu und schlägt mich. »Das ist Körperverletzung«, sage ich den Polizisten, »ich stelle Strafanzeige!« Aber die Bullen sprechen mit der Blondin und kümmern sich nicht darum, daß mich der Klaus nach allen Regeln der Kunst fertigmacht. Ich schreie also, und auf einmal kommt die Gisela im Nachthemd in den Keller. Inzwischen sagt doch die Blonde zu den Bullen, ich habe ihr Gewalt angetan. »Unsinn«, sage ich, »sie hat es gewollt, es hat ihr genauso Spaß gemacht wie mir.« Aber die Bullen haben sich einfach nicht um mich gekümmert und nur mit der Blondin geredet. Und als Klaus ihr den Mantel bringt, tut sie doch so, als ob sie nicht aufstehen kann. Die Bullen fallen auch darauf rein. »Das ist der Schock«, sagt einer und ruft einen Krankenwagen. Na, als der Wagen denn kommt, will ich hoch zu meiner Frau, man ist ja schließlich verheiratet. Was soll ich sagen: nehmen mich die Bullen doch mit zur Wache. »Hören Sie«, sag ich im Wagen, »das ist doch ein Irrtum, das klärt sich alles auf.« Die Bullen kümmern sich nicht darum. Unerhört. Bei Taximördern und solchem Gesindel, da nehmen sie Samthandschuhe. Und unsereinen behandeln sie wie den letzten Dreck. Auf der Wache verlang im meinen Anwalt. Aber kein Aas kümmert sich drum. Gisela dürfte ich anrufen. Keinen einzigen Satz konnte man mit ihr reden. »Ich laß mich scheiden!« sagt sie

blöd. Dann haut sie den Hörer auf die Gabel. Meinetwegen. Kann sie haben. Wenn sie wieder in den Dreck zurück will, ich stehe niemandem im Weg.



*Mit dem Autor Wolfgang Welt, ca. 1980.*

Die Zeit mit Harry  
*Die Geschichte der Petra M.*

Wie die Natur so arbeitet. Vor drei Tagen habe ich noch mit Harry gepennt, und jetzt sitz ich mit Friedrich beim Fotografen. Brautbilder. Friedrich wollte das gar nicht. Bilder sind doch nicht nötig, hat er gesagt, wir haben uns ja jetzt das ganze Leben. Aber da war ich anderer Ansicht. »Wenn du schon das Glück hast, daß eine anständige Frau wie ich die Beine für dich breit macht, dann wirst du auch das Geld für die Bilder übrig haben«, hab ich gesagt. »Wenn schon heiraten, dann mit Musik!«

Er hat den Kinnladen runtergeklappt und mich blöd angesehen. Fast hätte ich Mitleid mit ihm bekommen, aber das ist bei mir nicht mehr drin. Mitleid, sag ich mir immer, das kann sich 'ne Frau nicht leisten. Neulich hab ich mich bald totgelacht. Harry hatte bei mir gepennt, und als ich ins Büro ging, da steht doch wahrhaftig Friedrich vor dem Haus und macht mir Vorwürfe. »Du kannst doch nicht einen anderen Mann bei dir schlafen lassen, vierzehn Tage vor der Heirat«, hat er gesagt.

Da hab ich mich fast hingesezt. »Hör mal gut zu, mein Lieber«, sag ich, »solange wir nicht verheiratet sind, wohn' ich hier in Essen. Und solange ich in Essen wohne, schlaf ich, mit wem ich will!« Prompt hat er sich in den Wagen gesetzt und ist abgehauen. Macht nichts, hab ich mir gedacht, der kommt wieder. Ist ja bis jetzt immer wiedergekommen. Auf Idioten ist immer Verlaß.

Aber Harry hat sich geirrt, wenn er gedacht hat, ich bleib' immer bei ihm. Okay, er hatte die richtige Kragenweite für mich. Aber was hat man davon, wenn man älter wird. Ohne Heiratsurkunde ist eine Frau nur die Hälfte wert, sagt meine Pflegemutter immer, und wenn sie auch bescheuert ist, damit hat sie recht. Harry hat das alles nicht verstanden. Aber was soll's? Ist sowieso alles Mist. Gefühle sind Luxus.

Mein Vater hat Gefühle gehabt. Im Krieg hat sie ein Stahlträger erschlagen. Da war ich drei Jahre alt.

»Ich lebe nur noch für dich«, hat er mal gesagt. Scheißphrase. Als ich die Mittlere Reife hatte, steckte er mich in die Lehre. In ein Reisebüro. Mit sechzehn hab ich ja noch nicht gemerkt, wie der Hase lief, aber dann nach der Lehre, dreihundertzwanzig Mark im Monat, na dankeschön. Natürlich, ich hätte auch mehr kriegen können. Aber den Möller ranlassen, das war bei mir nicht drin. Nicht mit mir, hab ich gedacht, das kann er mit anderen machen.

Ist doch ungerecht so was. Ich schufte den ganzen Tag für die paar Mark. Der Möller hat die gleiche Schulausbildung wie ich, nur daß ihm sein Alter vierzigtausend Mark für das Reisebüro gegeben hat. Und deshalb soll ich ihn unter den Rock lassen, also das war nicht drin.

Ich hab' Harry später mal gefragt, wie es kommt, daß einer ein Reisebüro aufmachen kann, bloß weil er genug Kohlen hat, und weshalb andere bei ihm für dreihundertzwanzig Mark arbeiten, und die sollen sich unter den Rock fassen lassen.

»Das ist das kapitalistische System bei uns!« hat er gesagt, und dann hat er mir einen langen Vortrag gehalten. Scheißpolitik. Verfluchter Mist. Eigentlich ist es ein Witz. Zum Lachen, wenn es nicht zum Heulen wäre. Durch ein Foto hab' ich Harry kennengelernt, mit einem anderen Foto hört alles auf.

Damals war ich mit Dieter verlobt. Hat mein Alter so gewollt. Mir war es egal. Nur weg von zu Hause, hab' ich gedacht, dann siehst du weiter. Ich will eines Tages ein Foto für Dieter machen lassen und erzähle das einer Kollegin im Reisebüro. Die gibt mir eine Adresse. Da hat sie schon mal Fotos machen lassen, sagt sie, und die sind Klasse gewesen. Ich werf' mich also in Schale und fahr' mit der Straßenbahn hin. Der Fotograf wohnte im Keller, aber das war mir egal. Macht nichts, hab' ich mir gesagt, wenn die Fotos okay sind, dann spielt es keine Rolle, wo der Fotograf

wohnt. Ich klingelte, so ein Typ mit 'ner Nickelbrille im Gesicht macht auf und fragt mich, was ich will. Ich sage, daß ich ein Foto brauche und daß mich 'ne Kollegin geschickt hat. »Meinetwegen«, sagt er, »kommen Sie 'rein!« Ich war völlig durcheinander, weil er so tat, als ob ich die nebensächlichste Sache von der Welt wäre. So was war ich von Männern nicht gewöhnt. Dieter hat mich immer wie ein rohes Ei angefaßt. »Bitte sehr, Petra«, »gewiß, Petra« und so weiter. War ja nicht mal schlecht, aber auf die Dauer ist es langweilig, wenn ein Mann eine Flasche ist. Vielleicht war er noch zu jung. Egal. Dieter heiraten, das kam sowieso nicht in Frage. Ich hätte, glaub' ich, nicht geheiratet, wenn ich Harry nicht kennengelernt hätte.

Harry läßt mich also in das Zimmer, setzt mich auf einen Stuhl und läßt mich erst mal 'ne Viertelstunde warten. »Ich muß noch 'nen Film entwickeln«, sagt er, »gedulden Sie sich 'n paar Minuten!«

Ich sehe mich um. Alles unaufgeräumt. Wie bei uns zu Hause, wenn die Alten Krach haben. An die Kellerwände waren Fotos gepinnt.

Ein paar ausgezogene Frauen, ein Hochhaus, zwei Werbefotos von einem Sportwagen und darunter fünf Fotos, die ich einfach ekelhaft fand. Alte Penner mit Wermutflaschen. Eine Frau, der die Fußnägel zehn Zentimeter lang gewachsen sind und die auf einer dreckigen Matratze liegt. Ich bin aufgestanden, um mir die Fotos anzusehen.

Plötzlich stand der Harry hinter mir. »Na, gefallen Ihnen die Bilder?« fragte er. Ich schüttelte den Kopf. »Einfach widerlich!« »Ja«, sagte Harry, »aus einer Notunterkunft. Jetzt such' ich nur noch ein Foto von einem Starfighter, dann hab' ich alles, was ich brauche!« Dann hat er mich in 'nen Sessel gesetzt und fotografiert und gesagt, daß ich die Bilder drei Tage später abholen kann.

Ich hab' gar nicht daran gedacht, daß ich mit Harry mal was haben würde. Aber wie die Natur so arbeitet. Ich fahr' also zu Harry und will die Bilder abholen. Er hat zwei Fo-

tos auf 30/40 vergrößert und will dafür sechzig Mark haben. Ich sage, ich wollte nur Postkarten haben, da brüllt er mich an und sagt, er macht entweder vernünftige Fotos oder gar keine, und wenn mir die Bilder nicht gefallen, schmeißt er sie in den Papierkorb.

»Ich hab' nicht soviel Geld!« hab' ich gesagt, das hat ihn nicht weiter gewundert. »Macht nichts«, sagte er, »meinetwegen können Sie die Fotos abarbeiten!« Ich wollte schon patzig werden, aber er hat einen Eimer und einen Schrubber geholt und gesagt, daß ich die Bude aufräumen soll. Ich war völlig platt. Ich hab' ihm also alles sauber gemacht, und er hat in der Dunkelkammer gearbeitet. Als er rauskam, hat er 'ne Flasche Rotwein aufgemacht und sich mit mir unterhalten. Richtig vernünftig. Nicht so'n blödes Gequatsche wie die anderen immer fabrizieren. Daß ich die Fotos für 'nen Mann wollte, hat er gleich gemerkt. Ich hab' ihm von Dieter erzählt, und daß ich mit ihm verlobt bin und daß er beim Bund ist. Freiwillig. Harry hat das gar nicht gefallen. Na ja, wir haben miteinander geredet, und nachher hat er mich gefragt, ob ich dableibe, und ich hab' ja gesagt, weil so spät keine Straßenbahnen mehr fahren. Am nächsten Morgen sagte er, daß wir gut zusammen passen. »Was du vorher gemacht hast«, sagte er, »interessiert mich nicht, und mit deinem Verlobten machst du Schluß, wenn du ihn das nächste Mal triffst!« Ich hab' genickt. Soll sich doch mein Vater mit Dieter verloben, wenn er ihn so toll findet. Anfangs haben sie zu Hause nicht viel gesagt. Nur als ich immer öfter bei Harry blieb, haben sie gemault. »So was macht ein anständiges Mädchen nicht«, sagte mein Vater, und die Alte regte sich auch auf, aber das war mir scheißegal. Die hatten gerade Grund. Sollten sich lieber um ihre eigenen Angelegenheiten kümmern. Harry war prima. Im Bett, aber auch sonst. Wenn er draußen fotografierte, nahm er mich mit, und wenn er zu Hause fotografierte, konnte ich zugucken. Nach der Arbeit fuhr ich ja fast immer zu ihm. Eigentlich war diese Zeit die schönste. Hätte

mir denken können, daß es nicht immer so bleiben würde. Meine Güte, wie doof muß ich damals gewesen sein. Ich hätte damals gleich richtig schalten müssen. Aber Harry paßte im Bett immer auf, und daß Dieter schusseln könnte, also daran hab' ich nicht im Traum gedacht. Die paarmal, die er beim Bund im Jahr Urlaub hatte. Als ich merkte, daß irgendwas nicht okay ist, dachte ich, es ist die Umstellung. Einen Monat später geh' ich zum Arzt. Er beglückwünscht mich und sagt, daß ich im dritten Monat bin. Ich bin wie im Tran nach Hause gefahren und hab' mich aufs Bett gelegt und die ganze Nacht durchgeheult. Aber dann kriegte ich die Wut. Petra, sagte ich mir, so einfach werden die mit dir nicht fertig. Den Harry läßt du dir so schnell nicht wegnehmen. War 'ne Schnapsidee von mir. Aber wenn man mal jemanden hat, bei dem man sich wohl fühlt, also ich wollte einfach nicht und bin weiter jeden Abend zu Harry gefahren. Zu meinen Alten ging ich fast nur noch, wenn ich was brauchte. Meine meisten Klamotten hingen sowieso bei Harry im Kleiderschrank.

Manchmal hab' ich gedacht, ich sag' Harry einfach, das Kind ist von ihm. Aber warum sollte ich ausgerechnet ihn reinlegen. Es war zum Kotzen. Nachts lag ich noch wach, wenn Harry längst eingeschlafen war. Nicht 'nen blassen Schimmer hatte der. Schließlich merkte er aber doch, daß was nicht stimmte. »Hör mal«, sagte er eines Abends, »was ist eigentlich in letzter Zeit mit dir los?«

»Hör auf zu fragen«, sagte ich, »wir sind zusammen, solange wir zusammen sind, und wenn es aus ist, dann ist es aus!«  
»Warum soll es denn aus sein?« sagte Harry und nahm mich in den Arm, also da hab' ich zuviel gekriegt.«

»Jawohl«, hab' ich gebrüllt, »ich kriege ein Kind, aber es ist nicht von dir, und jetzt laß mich abhauen!«

Ich bin aufgestanden und hab' einen Karton aus dem Labor geholt und hab' meine Sachen 'reingetan und bin gegangen. Als ich an der Haustür bin und die Klinke schon in der Hand habe, kommt der Harry wie ein Verrückter

hinter mir hergerannt. »Soweit kommst noch«, sagt er, »daß du einen Trottel heiratest, bloß weil er dir ein Kind gemacht hat!« Die ganze Nacht haben wir miteinander geredet. »Hör zu«, sagte er, »was vor mir war, interessiert mich doch nicht. Und die Schwangerschaft ist nicht so schlimm. Aber wenn erst mal Kinder im Haus sind, dann wird das Leben verdammt mies, besonders, wenn nicht genug Geld da ist!« Harry war damals dabei, einen neuen Fotostil zu erfinden, und dachte nur noch an den Bildband, den er zusammenstellen wollte. Gesichter Deutschlands oder so sollte er heißen.

Meine Alten haben sich richtig süß benommen. Vater war dafür, daß ich Dieter heirate, damit alles seine Ordnung hat. Die Alte hat erst gar nichts gesagt, und eines Morgens, also ich denk', mich laust der Affe, Vater ist auf Früh-schicht, ich hab' gerade mal eine Nacht bei den Alten geschlafen, kommt sie in mein Zimmer. Ich soll mich anziehen, sie kann mir helfen. Was soll ich sagen, die Alte hatte doch glatt 'ne Seifenwasserhexe ausfindig gemacht, und zu der sollte ich auf die Couch, also ich dachte, ich spinne.

»Damit ich abkratze, was?« hab' ich sie gefragt. Dieses Aas, ich hab' ja immer gewußt, daß die mich nicht mochte. Ich bin aufgestanden und zu Harry gefahren und hab' ihm gesagt, daß ich nicht mehr zu den Alten gehe. »In Ordnung, hat er gesagt, »wir suchen eine Bude für dich. Wenn du dauernd bei mir wohnst, dann schmeißt mich der Hauswirt 'raus, und ein anderes Atelier für das Geld find' ich nicht.«

Na ja. Wir haben 'ne Mansarde nicht weit von Harrys Atelier gefunden, in 'nem Haus, das unter Zwangsverwaltung stand, und denen war alles egal. Im Reisebüro merkten sie erst, was los ist, als ich schon im sechsten Monat war, aber das konnte mich nicht mehr kratzen. Ich war längst auf den Trichter gekommen, daß man ein Kind zur Adoption geben kann.

Ein Ehepaar, das scharf auf das Kind war, hab' ich durch die Zeitung gefunden, gutsituiertes Ehepaar nimmt Kleinkind in Dauerpflege. Ich hab' hingeschrieben und 'ne Antwort von 'nem Rechtsanwalt gekriegt und so weiter. Harry hat gesagt, ich soll mir alles gut überlegen. Aber da gab es nichts zu überlegen.

Als ich aus der Klinik zurückkam, sind wir erst mal in Urlaub gefahren. Harry hatte sich für zweihundertfünfzig Mark einen alten VW gekauft, und damit sind wir bis in die Bretagne gekommen. Da hatten wir den ersten Krach. Wir hatten uns gerade gehabt, und ich lag im Zelt neben ihm. »Du«, sag' ich, »das Kind ist ja weg, was hältst du davon, daß wir heiraten? Wir bleiben doch sowieso zusammen!« – Da hat mich der Harry groß angeguckt. »Hör mal«, sagte er, »das Bett ist das einzige, wo der Staat seine Finger noch nicht drin hat. Ich bin dafür, daß man zusammen pennt, weil man will, nicht, weil man muß!« Da war ich platt. »Meinst du«, sag' ich, »ich hab' das Kind zum Spaß weggegeben? Ich dachte, wenn das Kind weg ist, dann heiraten wir!« Harry sah mich wieder groß an. »Ich finde dich prima«, hat er gesagt, »aber mir dafür 'ne Lizenz holen, also das ist nicht drin!« Ich hab' nichts mehr gesagt, aber von da ab lief alles nicht mehr richtig. Als wir wieder in Essen waren, also ich weiß nicht, wir schliefen zwar weiter fast jede Nacht zusammen, aber irgendwas war nicht mehr so wie sonst. Daß die Kolleginnen im Büro blödes Zeug geredet haben, das hat mich nicht weiter gestört. »Wie geht es denn Ihrem Kind?« haben sie mich gefragt. Ich hab' gesagt, daß sie das einen Scheißdreck angeht. Harry fing damals an, seinen Bildband zusammenzubauen, und war fast jeden Tag unterwegs. Natürlich hab' ich gemault! »Jeden Abend sitze ich allein und warte, bis du endlich kommst.« Er hat sich nicht weiter darum gekümmert. »Wenn der Bildband fertig ist, wird alles anders«, hat er gesagt. Ich hab' mir meine Gedanken gemacht, aber das

war nicht so schlimm. Aber alle haben plötzlich auf mir herumgehackt. Bei den Alten war das nicht tragisch. Wenn die ihre Klappe aufrissen, hab' ich gesagt, sie sollen sich erst mal um ihre Ehe kümmern. Da waren sie ruhig. In der Firma war es schlimmer. Die Kolleginnen wußten alles besser. »Paß auf«, sagten sie, »bild dir nur nicht ein, das bleibt mit deinem Harry so. Irgendwann setzt er dir den Stuhl vor die Tür und du bist gelackmeiert!« »Quatsch«, hab' ich gesagt, aber irgendwo blieb doch was sitzen. Harry kam oft spät. Wenn ich anfing, vom Heiraten zu reden, gab es Krach. Aber die Versöhnung war immer Klasse. Und dann kam das Betriebsfest. Ich wollte mit Harry hin, aber der dachte nicht daran. »Du bist wohl verrückt«, sagte er, »das ganze Jahr seid ihr für den Möller der letzte Dreck, und dann will er auf einmal auf Betriebsklima machen, und ihr fallt auf den Lack rein!« Da hab' ich die Wut gekriegt. Genaugenommen bin ich nur zum Fest gegangen, weil ich Harry ärgern wollte. Auf dem Betriebsfest hab' ich dann Friedrich kennengelernt. Eine Kollegin hatte ihn mitgebracht. Sie setzt sich mit ihm an den Tisch, läßt ihn 'ne Pulle Pommery bestellen und tanzt den ganzen Abend mit einem Italiener. Der Möller macht das Betriebsfest immer in den Weinstuben.

Da bestellt er drei Tische für uns und schmeißt ein Essen und gibt jedem zwanzig Mark für Getränke.

Also die Kollegin tanzt, und Friedrich sitzt am Tisch und darf bezahlen. Nachher auf der Toilette frag' ich sie, was das für ein Typ ist, und da lacht sie und sagt, der ist ganz brauchbar. »Seine Alten haben 'ne Kugellagerfabrik, und er hat 'ne Menge Moos auf der Hand, aber das ist auch alles.« Nachher hat er mich zum Tanzen aufgefordert. Ich wollte ja erst nicht, aber ich hatte so eine Wut auf Harry, weil der nicht mitkommen wollte. Da hab' ich doch getanzt. Friedrich, der blöde Hund, beim dritten Tanz sagt er, daß er mich wundervoll findet. Ich hab' mich innerlich bald kaputtgelacht, aber er hat natürlich nichts gemerkt. Nachher

hat er sich zu mir an den Tisch gesetzt, und als die Weinstuben zumachten, ist er mit mir noch in die Arcadia gefahren. Dann hat er mich nach Hause gebracht. Als der Wagen hält, kommt der Harry aus dem Hauseingang, wartet bis ich ausgestiegen bin und klebt mir eine. Nachher im Bett hat Harry schrecklich getobt. »Ich sitze im Labor und du treibst dich mit anderen Männern 'rum!« Ich sag', das ist kein Mann, sondern ein Vollblutidiot, und im übrigen ist Harry selbst an allem schuld. Wenn er mich heiraten würde, dann gäbe es so was ja nicht. Na ja, wir haben uns wieder vertragen, und ich dachte schon gar nicht mehr an Friedrich, aber ein paar Tage später klingelt es an der Tür, und was soll ich sagen, Friedrich ist da mit 'nem Strauß Orchideen. Da konnte ich ihn doch nicht 'rausschmeißen. Ich hab' 'ne Tasse Kaffee gekocht, und dann wollte er was von mir, aber ich hab' nicht mitgemacht. Ich hab' Harry nichts davon erzählt. Die Orchideen hab' ich selber gekauft, hab' ich gesagt. Harry hat das geglaubt. Der wußte gar nicht, was so'n Zeug kostet. Aber er dachte nur an seinen Bildband und an nichts anderes. »Fotos lügen nicht«, sagte er immer, wenn er aus dem Labor kam, »wenn ich den Band fertig habe, werden sich einige Leute ganz schön wundern!« Von Friedrich merkte er gar nichts. Den hab' ich immer um zehn weggeschickt. Dann hat mich Harry mal drei Tage allein gelassen, weil da irgendwo ein Truppenübungsplatz gebaut wurde und die Bauern Terror machten. Da hab' ich Friedrich bei mir schlafen lassen. Zwei Tage später krieg ich 'ne Einladung von Friedrichs Eltern. Zum Kaffee. Na, ich hatte nichts vor, da bin ich hingegangen.

Die Alten waren prima. Solche Eltern hätt' ich mir gewünscht. Die haben ein Schwimmbecken in Düsseldorf, das fängt im Wohnzimmer an, und man kann in den Garten hinausschwimmen. Friedrichs Vater hat mich beiseitegenommen. »Meinem Sohn ist das Ernst mit Ihnen«, hat er gesagt, »also ich habe nichts dagegen. Meine Kinder sollen

glücklich werden!« Ich hab' nichts darauf gesagt. Aber als ich nachher wieder in meiner Bude war und Harry 'rüber kam, da merkte ich auf einmal, wie schäbig alles bei uns war. Trotzdem wollte ich mit ihm zusammenbleiben. »Harry«, hab' ich gesagt, »laß uns zum Standesamt gehen, damit nicht alles kaputtgeht!« Aber der hat ja nur an seine Arbeit gedacht. Einmal hab' ich ihn gefragt, was er machen würde, wenn ich einen anderen heirate. »Reisende soll man nicht aufhalten!« hat er gesagt. Dann sind wir ins Bett gegangen. »Überleg dir gut, was du willst!« hab' ich ihm gesagt, aber dann haben wir wieder zusammen geschlafen, und ich hab' das Kind und Friedrich und alles vergessen. Am nächsten Morgen hat mir Friedrich einen Heiratsantrag gemacht. Vierzehn Tage lang hab' ich versucht, Harry zum Standesamt zu kriegen. Ich wollte eben ein richtiges Zuhause. Wissen, wo man hingehört. Aber Harry merkte gar nicht, wie fertig ich war. Dann hat Friedrich das Aufgebot bestellt, und wir haben geheiratet. Mir war alles egal. »Bild dir nur nicht ein, ich bleib' immer bei so einer Flasche wie du!« hab' ich dem Friedrich gesagt, als wir beim Standesamt saßen. Der Friedrich hat mich beruhigt. »Mach dir keine Sorgen«, hat er gesagt, »die Liebe kommt mit der Zeit! Du kannst doch nicht ein Leben lang mit einem verkrachten Fotografen in einer Mansarde hausen. Der Mensch braucht ein Zuhause!« Ich hab' nichts mehr gesagt und unterschrieben. Die Kolleginnen im Büro haben ja auch alle gesagt, daß ich so einen Fisch nicht wieder fange.

## Realistisches aus der Arbeitswelt

Manchmal geht es nicht anders, ich sitze an der Maschine, grüble über Wittgenstein (Literatur ist alles, was der Fall ist), und dann, wenn ich nicht mehr weiterkomme, bereite ich mich auf einen Trip in die Vergangenheit vor, hole also meine Kristallkugel aus der Versenkung und starre so lange in das blinzende Glas, bis alte Vertraute auftauchen, ich, Einzelgänger und dabei eigentlich sehr glücklich, grüble mir ein Kollektiv zurecht. Wo man es dauernd mit Kollektiven zu tun hat, ist das Kollektiv die einzige Möglichkeit, über Kollektive zu reflektieren.

– Hast du schon gesehen, sagt Igor, der Luchterhand-Almanach »Aus der Welt der Arbeit« ist im Ramsch!

Ich nicke einigermaßen betrübt. Aber dann strahle ich glücklich und erkläre Igor, daß das seine Vorteile hat.

– Ist doch prima. Das Buch hat zwanzig Mark gekostet, und jetzt kostet es fünf Mark. Da kann es sich der Arbeiter, der bestimmt keine zwanzig Mark ausgeben kann, endlich kaufen!

– Meinst du? fragt Igor, und dann schöpft er aus dem reichen Schatz seiner Erfahrung. Daß Arbeiter, wenn überhaupt, dann ganz gewiß keine Bücher lesen, die ihnen die Misere des tristen Arbeitsalltags in die Freizeit hineinspiegeln. Ich bin empört.

– Na hör' mal, sage ich mit dem idealistischen Blau politischer Überzeugung im Auge, es gibt den politisch interessierten Arbeiter, der seine Situation reflektiert und sich sehr wohl etwas dabei denkt, wenn er arbeitet und arbeitet und andere immer reicher werden!

– Natürlich, sagt Igor, aber wenn da ein Werkstätiger denkt, was macht er dann? Er arbeitet in einer Organisation. Glaubt an die IG Metall oder die SDAJ und druckt meinetwegen Handzettel. Konkrete politische Information, verstehst du. Meinst du, er liest eine Story über einen Bergmann? Nie, sag' ich dir, im Leben nicht!

– Und wer hat dann den Luchterhand-Almanach gekauft, sage ich sehr ärgerlich, weil ich da auch 'ne Story drin habe.  
– Die Bibliotheken, sagt Igor, und dann so 'n paar Intellektuelle. Für die ist Arbeit wahnsinnig interessant. Weil der Arbeiter ein rätselhaftes Wesen ist.

– Ganz schön rechts, sage ich und Igor widerspricht. Spätestens seit Väterchen Hegel, so sagt er, sei Romantik rechts, und wer da annähme, Arbeiter läsen von Arbeit, sei Spätromantiker.

– Ich rolle mich wieder in meinen Wittgenstein, und da bringt die Post ein Päckchen von der Literarischen Werkstatt Gelsenkirchen.

Da hat Hugo Ernst Käufer, Schriftsteller und Bibliothekar, ein Forum geschaffen, wo junge Autoren das erste Mal öffentlich lesen können. Ich schnüre auf, und da fallen mir Bücher entgegen, Broschüren, sehr liebevoll gedruckt und gebunden und sehr subventioniert. Lieselotte Rauners Gedichte unter dem Titel »Der Wechsel ist fällig«. Frank Göhres »Costa Brava im Revier« und natürlich eine Anthologie. »Beispiele-Beispiele«, und diese Anthologie berichtet sehr interessant von der Arbeit der Literarischen Werkstatt und ihren Autoren. Alle Bücher im Georg Bitter Verlag, der für diese Bücher tut, was ein kleinerer Verlag für seine Bücher tun kann, nämlich wenig.

– Sehr schön, sage ich und stelle die Bücher ins Regal.

– Auf den Seiten dieses Buches kann man lesen, sagt Igor, was es in der Bundesrepublik nur selten zu lesen gibt, Texte, die von Angestellten und Arbeitern geschrieben wurden!

– Was du nicht sagst, sag' ich, und während ich noch überlege, ob da Texte vom Angestellten Franz Kafka oder vom Totengräber Henry Miller oder gar vom Bauern William Faulkner in die falschen Hände gekommen sind, erkenne ich das schmale rote Taschenbuch, das acht Mark kostet. »Ein Baukran stürzt um. Berichte aus der Arbeitswelt.« Nicht subventioniert, aus dem Piper-Verlag. Weil dieses Buch nicht einfach ein Buch ist, sondern die Arbeit des

Werkkreises 70 dokumentiert, ist es ein wichtiges Buch. Es dokumentiert die Misere, die es überall da gibt, wo Schreiben zur Schulaufgabe wird. Da schreiben Angestellte und Arbeiter a) um so besser, je mehr sie sich an (meist anachronistischen) Formen »bürgerlicher« Literatur orientieren, b) um so informativer, je mehr sie sich auf nüchterne Information beschränken, also Literatur 'raus und Wirklichkeit 'rein zwingen, was wiederum den Text interessant macht für eben jene Zielgruppen, die sich aus einem Taschenbuch zu acht Mark entweder nicht oder aber aus Interesse an der Exotik der Produktionssphäre informieren. Arbeiter als Rezipienten? Wer glaubt denn da an den Weihnachtsmann?

Schau mal, sagt Igor, da steht etwas in deinem Terminkalender! Ich nicke und fahre nach Essen.

Im Büchermarkt, einer Essener Kreuzung zwischen Buchhandlung und Postershop, wo man schon ein Jahr nach Geschäftseröffnung ca. 200.000 DM erwirtschaftet, stellt Mitte Mai der Schwann-Verlag sein soeben erschienenes Lesebuch »Schrauben haben Rechtsgewinde« vor. Frisch und pop-artig die Vorstellung, eine Polit-Rock-Gruppe macht strukturierten Lärm, Lautsprecher übertragen Musik auf die Straße, und Passanten bleiben stehen, gehen in den Shop und setzen sich auf bereitgestellte Stühle, hören den Autoren zu. Thomas Rother, der das Buch für den Verlag zusammenstellte, hat Autoren der literarischen Werkstatt Gelsenkirchen und Autoren der Werkstätten in diesem Band zusammengestellt, und der Verlag hat sich Mühe gegeben. Ein großzügiges Layout, eine Auflockerung durch Photos. Ein Lesebuch, das Wirklichkeit vermittelt – eine ausgezeichnete Auswahl, die dennoch nicht an den Tatsachen vorbeikommt, die dieses Genre, die Beschreibung der Realitäten am Arbeitsplatz, behindern.

Diese Texte zielen nicht auf ästhetische Wirkung, weil hier formale Raffinesse Wirklichkeit verschleiern würde. Die Texte vermögen deshalb nicht neue Textstruktur als Infor-

mation zu transportieren. Sie beschränken sich auf die Mitteilung von Sachverhalten aus der Wirklichkeit (meist am Arbeitsplatz). Diese Wirklichkeit, bedrückend, lässt sich auf eine beschränkte Anzahl von Grundsituationen, Sachverhalte der Ausbeutung, reduzieren. Autoren beschreiben immer wiederkehrende Varianten der Situation im Betrieb, und der Informationswert dieser Texte lässt sich auf die Nachricht »Arbeit im Kapitalismus ist ein Fluch« reduzieren. Alles andere, wo wer wie und von wem ausgebeutet wird, ist Redundanz, endlose Wiederholung, die schlicht langweilig wird, um so langweiliger, wie Berichte aus der Arbeitswelt häufiger werden. Eigentlich bedauerlich.



*In seinem Dortmunder Arbeitszimmer, undatiert.*

## Aus »Wo ich lebe«

Anke, die gerade bei mir lebt, war so leichtsinnig, das Fenster offenzulassen, obwohl ich gestern spät in der Nacht ein Blatt Papier in die Schreibmaschine gespannt hatte. Das kann man hier nicht machen. Das Papier ist staubig geworden, und weil gleichzeitig das Farbband in meiner Schreibmaschine ausgetrocknet ist, könnte man auf dieser Seite die Buchstaben nicht erkennen.

Von meinem Fenster aus sieht man eine großartige Industrie-Kulisse. Freunde auf der Durchreise können sich daran nicht sattsehen. Sie finden das sehr romantisch. Man kann diese Landschaft auch riechen. An manchen Tagen, wo man am frühen Morgen noch den Eindruck hat, man würde einen Tag lang atmen können, scheint jemand im Stahlwerk das auch zu bemerken und schaltet die Luftverschmutzungsanlage ein. Dann ist der Himmel eine halbe Stunde später braun, und ich weiß, daß es Zeit ist, den Kocher mit dem Kamillen-Absud einzuschalten. Der Absud entwickelt Dämpfe, die den Husten zu lindern vermögen. Wenn man vom Husten und der Industrie absieht, ist es hier ganz ausgezeichnet. Nach der letzten Röntgenuntersuchung fragte mich der Arzt, ob ich jemals unter Tage gearbeitet hätte. Meine Lunge, so sagte er, sähe aus, als ob sie mit Staub gefüllt sei. Aber nein, ich wohne nur in einer Gegend, da ist es über Tage nicht viel anders als unter Tage.

Dennoch fühle ich mich hier eigentlich wohl. Ich kenne eine Menge Leute, mit denen man abends plaudern kann. Die Stadt hat breite Autostraßen, auf denen man nachts immer um die City herumrasen kann, ähnlich wie die Ritter auf ihren Kreuzzügen um das von Mohammedanern besetzte Jerusalem ritten. Eine Art Privatprozession um eine City, die so von der Arbeit und vom Warenkonsum zerfressen ist, daß ich sie manchmal fast schätze.

Da, wo ich wohne, ist die Umgebung ehrlich.

Die Biosphäre ist zerstört, die Städte sind verschmutzt, sie gären mittags in der Sonne wie Krebszellen. Die Flüsse in dieser Gegend sind eigentlich Brei-Ströme, die träge dahinkriechen.

Als ich kürzlich über den Dreck, der einen verfolgt, wo immer man sich in dieser Region befindet, nicht gerade ein Loblied sang, stand ein Amerikaner auf und erklärte, daß an seiner Universität die Bebauung des Ruhrgebiets als beispielhaft für die Erhaltung einer Industrie-Landschaft angesehen werde. Ich hustete.

Dank dem Ruhrsiedlungsverband: Hier ist industrielles Wachstum und seine Auswirkung auf die Landschaft frühzeitig untersucht worden. Probleme der Abwässerbeseitigung, der Erhaltung der Grünflächen, des Massenverkehrs sind schon zu einer Zeit erkannt worden, als Umweltschutz noch kein modisches Thema war. Es ist sehr tröstlich, das zu wissen, wenn man sich morgens und abends über den Topf mit den Kamille-Dämpfen beugt.

Dabei wäre die Vorstellung, das Ruhrgebiet sei ein einheitlicher, homogener Raum, durchaus eine unrichtige Vorstellung.

Geografisch etwa von Recklinghausen-Marl-Castrop-Rauxel im Norden, Essen-Mülheim im Süden, Duisburg im Westen und Hamm im Osten begrenzt, ist das Revier durchaus nicht amorph. Schon in der Zeit zwischen achtzehnhundertfünfundneunzig und neunzehnhundertundfünf, als die Einwohnerzahl des Reviers um rund siebenundsechzig Prozent von 1,5 auf 2,5 Millionen stieg, konnte von Gemeinsamkeiten außer der Grundstoff-Industrie keine Rede sein. In diesem Raum arbeiteten kreisfreie Städte und Landgemeinden seit jeher nebeneinander und gegeneinander, und noch heute können Standortfragen, wie etwa der Ort der Ansiedlung einer Universität, erbittert umkämpft werden.

Jeder der jetzt fünf Millionen Einwohner des Ruhrgebiets fühlt sich als Einwohner der Ortschaft in dieser Region, nicht etwa als Einwohner des Reviers.

Sucht man hier nach Gemeinsamkeiten, nach dem Typischen, das man in dieser Region und sonst nirgends findet, kommt man bald darauf, daß man hier nüchterner, realistischer, einfach sachlicher denkt als anderswo. Das liegt daran, daß Zwänge des Arbeitslebens hier jederzeit unverstellbar auf der Hand liegen. Man kann sich die Hände waschen. Leider nicht die Lunge.

Wo die Industrie-Unternehmen jederzeit so präsent waren, daß sie das Bild ganzer Stadtteile bestimmen konnten, wo Geldverdienen in der Regel schwere Arbeit bedeutet, da blieb wenig Platz für kulturellen oder sonstigen Oberbau. Produzieren, um konsumieren zu können, dieser fundamentale Sachverhalt des Lebens wird hier deutlicher erkennbar, als anderswo, weil sich kaum jemand Mühe macht, ihn zu verstellen. Aber ist das noch typisch für das Revier?

Hat nicht der Computer-Programmierer in Leverkusen-Wiesdorf oder der Arbeiter in Salzgitter die gleichen Einsichten in die Wirklichkeiten einer industriellen Leistungsgesellschaft? Man wird es kaum bezweifeln können, und diese Einsichten formen eine Kleine-Leute-Mentalität, die überall da zu finden ist, wo Menschen hart arbeiten und vom kulturellen Überbau weitgehend verschont geblieben sind. Dabei rechne ich das Fernsehen einmal nicht zum kulturellen Überbau. Es hat sowieso sehr wenig mit Kultur zu tun. Ob sich das jemals ändern wird? Vielleicht, wenn die Automation wirklich einmal echte Freizeit schaffen sollte. Ich glaube nicht daran.

Nach wie vor bestimmt die Industrie das Gesicht des Ruhrgebiets. Sachzwänge: Wo der Stand der Fördertechnik einen Förderturm notwendig erscheinen ließ, wurde halt ein Förderturm errichtet, diese Fördertürme schafften die Bedingungen für wirtschaftliches Wachstum. In welchem Umfange der Arbeiter an diesem Wachstum teilhaben konnte, das ist eine andere Frage. Eine Frage der Verteilung.

Keine Frage der Verteilung, sondern eine Frage der Menschlichkeit: Wie man die Siedlungen baute und noch heute baut, die für die Arbeitskräfte bestimmt waren. Für Arbeitskräfte, nicht für Menschen. Wenn man sich in Bottrop oder Gelsenkirchen umsieht, kann man das Fürchten lernen. [...]

Da die Teilnahme am kulturellen Leben Bildung erforderte und noch heute erfordert, der bürgerliche Bildungsprimat erst in letzter Zeit abgebaut wird, bestand in dieser Region kein Bedürfnis nach bürgerlicher Kultur, es bestand bestenfalls dort, wo sich kleine Gruppen ansiedelten, die für das Revier nicht typisch waren. Da konnte sich ein einziger Schwerpunkt bilden, Bochum, wo das kulturelle Leben in wenigstens einem Bereich dem Standard entsprach, an dem außerhalb das Revier gemessen wurde. Ein gutes Theater, und das noch als Sonderfall, weil hier Förderung durch Prominenz in der Gegend des *Bochumer Vereins* halt ein Theater wollte. Man kann im Ruhrgebiet nicht: ins Theater gehen, zeitgenössische Musik hören, einen Film im Kino sehen, bei dem man sich nicht langweilt, in eine Buchhandlung gehen und einfach beispielsweise die *Akzente* kaufen. [...]

## Die Supp-Kultur und die Tüpen von der Zähne

Wow, wenn im Ruhrgebiet oder wie auch immer man das Revier, dieses Konglomerat aus Arbeit, Arbeit und Langeweile, diesen auf die Landkarte Deutschlands gekotzten Haufen Dreck, nennen will, wenn man in diesem Landstrich anfängt, sich intensiv mit einer kulturellen Strömung zu befassen, dann hat das Auswirkungen, wie alles, was in dieser Region geschieht. Weil nämlich im Revier das staubige Herz Deutschlands im Rhythmus der Arbeit schlägt. Das hat Auswirkungen, wenn da plötzlich etwas *in* ist, und so war natürlich allen Kennern des Reviers sofort klar, daß es mit dem Underground langsam zu Ende gehen mußte, weil er in Dortmund anfing.

Das fing eigentlich mit zwei Typen an. Da war einmal der Architekt Klaus, der schon von Berufs wegen viel unterwegs war und aus Frankfurt einen sagenhaften Stoff mitbrachte, den hier keiner kannte und den man rauchen konnte. Haschisch, Hasch oder Shit, und der wurde in den Zigaretten tabak gemischt und in nächtlich geheimnisvollen Sitzungen bei Kerzenlicht in die Lunge gezogen, und da saßen die Pioniere der Revierszene zusammen und zogen an ihrem *Joint*, denn Klaus besaß eine Badewanne, und es galt in dieser Zeit als außerordentlich chic, den Schmutz der Woche bei Klaus zu lassen. Und da saßen die dann nach dem Baden zusammen, der Pit, der damals noch über ein beachtliches Gehirn verfügte, das später freilich, weil Pit Diabetiker ist und er auf einem Trip zur irrigen Ansicht gelangte, er sei eigentlich der liebe Gott, und weil der liebe Gott natürlich kein Insulin brauchte, da spritzte Pit nicht und geriet ins Koma, und ein Teil seiner Gehirnzellen muß irgendwie abhandengekommen sein, was schon dadurch bewiesen wird, daß Pit, weiß der Teufel, wie er es anstellte, irgendwann mit einer Pistole das Revier verließ, um Mao zu erschießen, was freilich durch die jugoslawischen Grenzwächter verhindert wurde, weil sie Pit zurückschick-

ten, weil er keine Devisen, dafür aber einen beachtlichen Shit-Vorrat mit sich führte. Da waren also der Pit und seine Freundin Barbara, Tochter eines Architekten, die sich zu Hause gelangweilt hatte, weil ihr Vater der Ansicht gewesen war, er könne zu frühzeitigem sexuellen Verkehr seiner Tochter verhindern, indem er sie zwang, Blechhosen zu tragen. Und da war Will, aber der stand mehr auf Alkohol, war trotzdem kein Stalinist, aber er zog schon mal am Joint. Und da war Jutta, die war so dünn, daß sie sich nie unter die Brause stellte, ein Gesicht wie ein Rauschgoldengel und ein Gemüt wie eine Dampfwalze, ja, und da saßen sie zusammen, und das war der Anfang der Szene. Trotz dessen hätte es in Dortmund nie einen Underground gegeben, und man hätte folglich in Deutschland nicht so früh wieder damit aufhören müssen, wenn es nicht Lothar gegeben hätte, und die Schwulen in Dortmund ein vernünftiges Lokal gehabt hätten, wo sie, damals war alles andere noch sehr verboten, ihre Tangos hätten ungestört Wange an Wange tanzen können. Aber dieses Lokal gab es nicht und im Norden Dortmunds gab es eine Kneipe, in der ein Gastwirt nach dem anderen Pleite ging, weil die Kneipe, was in Dortmund etwas heißt, beim Publikum einfach nicht ankam, und als dem Brauereidirektor allmählich die ersten grauen Haare zu wachsen angingen, weil er keinen neuen Pächter für dieses Seelenverkäuferlokal fand, da wurde Lothar mit der Hotelfachschule fertig und äußerte den Wunsch, diese Kneipe zu pachten. Das brauchte er nicht laut zu sagen, das brauchte er nur zu hauchen, schon hatte er das Lokal. Und da sollten eigentlich die Schwulen eine Heimat haben, aber die Kneipe kam, auch Schwulen kann man nicht alles zumuten, bei dieser Zielgruppe gleichfalls nicht an. Dafür fand sich eines Tages ein kaputter Typ, Achim, der ziemlich viel Hasch mitbrachte, der einen arabischen und einen israelischen Paß in der Tasche hatte, und über dessen Staatsangehörigkeit man lange rätselte, bis sich allgemein die Ansicht durchsetzte, daß er Araber war,

denn für einen Israeli schien er allgemein zu blöd, was auch durch die Tatsache hinreichend bekräftigt wird, daß er sich kürzlich, als er mit seinem Motorrad in Marokko Opium besorgen wollte, von der marokkanischen Polizei schnappen ließ, die ihn in den Kerker warf, wo er seither, wenn er noch nicht das Zeitliche gesegnet hat, noch immer sitzt. Friede seinem Leibe, wenn er nicht inzwischen Kapo geworden ist (was wahrscheinlich ist) dürfte sich die Haft auf seinen empfindlichen Körper nicht günstig auswirken. Ja, bei den Schwulen war das Lokal nicht angekommen, aber dafür kamen die ersten Hippies. Feierabendhippies, die nach der anstrengenden täglichen Anwesenheit in den Büros oder Werkstätten, nach dem nervenaufreibenden Zuhören in der Schule am Abend anfangs billige, alte, später teure, in den Boutiquen gekaufte, bunte Kleidung anzogen und was erleben wollten. Okay, Lothar war das auch recht, war er bisher recht normal gekleidet gewesen, beschaffte er sich jetzt feierliche Gewänder, und der Brauereidirektor atmete auf, die Kneipe wurde zwar nicht zu einem großen Geschäft, da gingen nicht genug Hektoliter durch die Kehlen, weil die Typen meistens Cola tranken, aber der Laden lief doch.

Und dann kamen immer mehr und brachten ihren Shit mit und drehten ihre *Joints* in aller Ruhe und aller Öffentlichkeit, was dann langsam anfing, die Polizei zu fuchsen, denn inzwischen hatte sich auch bei ihr herumgesprochen, daß Shit zu den Rauschgiften gerechnet werden mußte, und die für Rauschgiftdelikte zuständigen Dortmunder Polizeibeamten, die bis dahin ein recht zufriedenes Leben geführt hatten, weil es in Dortmund keine Rauschgiftdelikte gegeben hatte, bekamen plötzlich Arbeit. Das schaukelte sich hoch, die Polizeibeamten wurden plötzlich eifrig und jagten, anfangs ziemlich ungeschickt, später mit sehr viel Routine, hinter jedem Gramm Stoff her, das sie in der Stadt vermuteten. Das wurde, wirklich, das wurde spannend, und wenn die Hippies, die Typen, plötzlich aufgehört hätten zu

rauchen, da wären die Polizeibeamten aber schwer sauer geworden, denn inzwischen gab es manchmal Zeiten, da waren mehr Polizeibeamte unterwegs als Shit-Raucher. Diese Nächte, wo von den Kokereien und Zechen ein milder Giftgeruch durch den Norden zog, diese Nächte, wo sich der Mond durch die Dunstglocke schob und wo die Funkstreifenwagen durch den Dortmunder Norden jagten, die Nutten, die man Bordsteinschwalben nennt, zu wahren Eifersuchtsszenen veranlaßten, weil sie die Aufmerksamkeit der Ordnungshüter mit einer anderen Gruppe teilen mußten, diese Nächte, wo sich die grünen Uniformen vor dem Lokal drängelten, wo regelrechte Schlachten ausgetragen wurden, die an Härte auf beiden Seiten zunahmen, nachdem Barbara, aber eine andere, eine Krankenschwester, in einem Anfall von Sadismus meinte, ihre Zigarette auf dem Kopf eines gerade freundlich verhaftenden Polizeibeamten ausdrücken zu müssen.

Und es wurden immer mehr, *Oma Plüsch*, Dortmunds sagenhaftes Hippielokal, wurde zu klein, und ein junger Mann, der bis dahin davon gelebt hatte, Autos nach den USA zu bringen und andere Autos zurück, der Autos, meist ziemlich alte Karren, über den Atlantik hin und her schob, der sah die Chance für eine weitere Bereicherung des Dortmunder Nordens. Kinos machten, weil die Leute den Mist, der da auf die Leinwände projiziert wurde, nicht mehr sehen wollten, immer häufiger Pleite, und als das Kino direkt neben *Oma Plüsch* nicht mehr konnte, da pachtete es Bernd und machte mit Holz und alten Motorrädern, die er wirklich nicht mehr verkaufen konnte, die aber an der Wand ganz passabel aussahen, ein großes Lokal dicht neben *Oma Plüsch* auf. Da hatte der Underground schon zwei Lokale, und zur selben Zeit fing ein Holländer an zu träumen. Zur Arbeit schien er nie große Lust gehabt zu haben, er sattelte auf Diskjokey um und ging in eine eigentlich ziemlich langweilige Diskothek, die sich unter seinem Mikrophon in einen ziemlich siedenden Kessel

verwandelte. Yeah, da kamen abends nach der Arbeit die Teenies und legten mit verbissenen Gesichtern ihre stupiden Tänze auf den Linoleumfußboden, rechts stampfen und links stampfen und den Chewing-Gum mit beständig mahelnden Bewegungen der Kiefer von einer Seite des Mundes auf die andere schiebend. Yeah, und da hatte die Szene schon wieder ein Lokal mehr. Da waren Lokale *in* und wieder *out* und dann, irgendwann, verschlug das Schicksal oder verschlugen die Geschäfte einen herrlich versnobten Elektro-Händler nach München, und da muß es ihm im Drugstore der Samys wohl gut gefallen haben, oder er meinte, ein Drugstore würde der stinkenden Industriestadt mit 49% Grünflächen, wie die Stadtwerbung immer behauptet, zur Zierde gereichen, und also bekam die Darktown Dortmund ihren Drugstore, die *Pille*, wo man Cola im Erdgeschoß trinken konnte und Tee im Obergeschoß, und wo man im Keller tanzen konnte und wo es sogar den Shit-Suchern vom RD, diesen Diggern an der Drogenfront, so gut gefiel, daß sie mit den Tüpen Schach spielten. Und dann wechselte der fliegende Holländer, dieser Diskjokey, zur *Pille* und wurde dort einer der schätzungsweise hundertachtzig Geschäftsführer, da wurde jeder mal Geschäftsführer, das machte auch Spaß. Ich glaube, ich war auch eine Nacht lang Geschäftsführer in der *Pille*, aber da kann ich mich auch irren. Yeah. Und dann meinten die Tüpen, die *Pille* sei zu comercial und irgendwer, natürlich dieser Holländer, der den Himmel längst in ein Poplokal verwandelt hätte, hätte der liebe Gott nichts dagegen, dieser Holländer pachtete ein Kino in Dorstfeld und räumte die Stühle aus und ließ das Kino mit cremefarbigem Stoff ausschlagen, in Falten, von Studierenden der Werkkunstschule entworfen, und so sehr den Arbeiten des großen Schaumstoffspindels nachempfunden, also wenn Ich Spindel gewesen wäre, ich hätte das signiert. Weil natürlich ein Kino, das über Nacht infolge einer zukunftsweisenden Unternehmerentscheidung GEISTIGES ZENTRUM wird, vor

allem einen Namen braucht, fand man den für eine transzendente Kneipe sehr schönen Namen THE SUN IS SHINING IN YOUR BRAIN. Aber wie es im Revier nun mal so ist, die Sonne schien nicht bis zum Bauordnungsamt, das den Laden wieder dicht machte weil der Schaumstoff angeblich feuergefährlich sei. Naja. Wahrscheinlich wollte man nicht noch ein Lokal für Kiffer und Fixer und Tripschmeißer, denn die Zähne hatte sich sehr bald sehr geändert. Aus den freundlichen Marihuanarauchern wurden Tüpen, die den Löffel, über den sie die Dealer balbierten, ständig am Lederriemen um den Hals trugen.

Und da hörte die Zähne auf, schön kaputt zu sein, sie war nur noch kaputt. Und das Sterben fing an.

Zigarettenkippen auskochen und fixen. Tod. Schuhcreme fixen. Tod. Uhuleim fixen. Tod.

Yeah. Und dann gingen sie kaputt, und da kam man mit Junk und Age und mit A-Tinktur und Morphin und und und nicht mehr zurecht, jedenfalls die meisten kamen nicht mehr zurecht, und die ganze schöne Zähne im Revier ließ plötzlich ihre Röcke fallen, und wo der schön kulturelle Überbau und die Kreativität, von der alle ständig sprachen, und die schöne Musik nichts mehr verdeckten, wo die Röcke fielen, da sah man plötzlich dieser Supp-Kultur mitten in den Arsch und dieser Arsch hieß brutaler Kommerz. Da beuteten die großen Oberdealer die Dealer aus, und die Dealer beuteten den Verteiler aus, und die wiederum beuteten und beuteten und beuteten. Und die Eigentümer von Lokalen beuteten die Pächter aus und die Pächter beuteten das Publikum der sauteuren Popkonzerte aus, und die Popmusiker beuteten die Pächter aus, und das Steueramt beutete aus und das Finanzamt und die Supp-Kultur die Tüpen von der Zähne. Und weil schon genug über die Ausbeutung geschrieben wurde, ohne daß die Ausbeutung deshalb aufhört, ist dieser Bericht genau an dieser Stelle zu Ende.

Es gibt keine Zähne mehr, denn die Tüpen, die fixen, müssen in ihren Kellerwohnungen fixen. Dort schlagen sie sich gegenseitig Stuhlbeine über die Schädel, wenn einer noch ein paar Mark hat und dem anderen das Geld für seinen Schuß fehlt. Aber vielleicht ist damit die Zähne nicht zu Ende, sondern sie fängt in Wirklichkeit erst an.

Aus »Eine Spur von Horst Wessel oder Die  
Überwindung der Angst. Beitrag zur literarischen  
Kultur«

II Der Auftrag

Bevor er abgereist war, hatte er die Heizung abgestellt. Jetzt sah er, daß das Thermometer an der Wand zehn Grad über Null anzeigte. Er drehte die Heizkörper auf und hörte, wie das Wasser langsam in die Metallrippen lief. Im Schlafzimmer lag das Bettzeug noch so, wie er es bei seiner Abreise zurückgelassen hatte. Er erschrak bei dem Gedanken, daß es vielleicht noch ein halbes Jahr so gelegen hätte, wenn er nicht zurückgekommen wäre, er bezahlte die Miete meist mehrere Monate im voraus. Es roch muffig in der Wohnung, und als er den Koffer abgestellt hatte, öffnete er trotz des Regens ein Fenster und lehnte sich weit hinaus. Unten auf der Straße sah er wenige Fußgänger, Frauen meist, mit Regenschirmen und Einkaufstaschen. Eine Weile sah er hinaus, beobachtete die Fußgänger, bis ihm die Menschen, absurd erschienen. Durch das Mikroskop hatte er einmal Infusorien betrachtet, deren Beweglichkeit durch Gelatine eingeschränkt gewesen war. An dieses Bild mußte er jetzt denken. Er schloß das Fenster, ging in das Wohnzimmer und setzte sich dort an seinen Schreibtisch. An der Längswand des Zimmers Bücherregale, lange Bretter, die er auf Bausteine gelegt hatte. Die Stereo-Anlage mit zwei großen Sechzig-Watt-Lautsprechern. Ein Lounge-Chair aus der Herman-Miller-Collection. Er betrachtete die Gegenstände, als sähe er sie zum erstenmal. Das ist meine Wohnung, dachte er, ich lebe seit drei Jahren in diesen Räumen, er sah das Photo Rachels auf dem Schreibtisch, das Bild einer vielleicht sechsundzwanzigjährigen Frau. Er griff nach dem Lederrahmen, aber die Frau erschien ihm fremd, obwohl sie auf dem Photo lächelte. Bedrucktes Papier, dachte er, mit Chlorbromsilber beschichtet und belichtet, kopfschüttelnd

stellte er die Fotografie an ihren Platz zurück. In Rachels Boutique, erinnerte er sich, stand ein ähnlicher Bilderrahmen auf dem Schreibtisch, gleichfalls ein Photo durch entspiegeltes Glas vor Staub schützend. Es zeigte Ulrich über eine Filmkamera gebeugt, er dachte daran, wie sehr er sich dagegen gewehrt hatte, dieses Bild für sie aufnehmen zu lassen. Ich bin kein Kameramann, hatte er ihr erklärt, ich bin für den Aufbau meiner Filmberichte verantwortlich und für den Text, mit der Kamera habe ich nichts zu tun! Sie verstand nicht oder wollte nicht verstehen und schließlich hatte er sich neben der Kamera fotografieren lassen und ihr das Bild zum Geburtstag geschenkt.

Jetzt, wo er ihr Foto sah, dachte er daran, daß er sie eigentlich anrufen mußte, um ihr zu sagen, daß er wieder zurück sei, er hatte sie jedenfalls bisher immer angerufen, wenn er nach Hause gekommen war, auch wenn seine Abwesenheit nur ein paar Tage gedauert hatte. Telefonieren, dachte er, die Hand ausstrecken, den Hörer von der Gabel nehmen, ihre Nummer wählen. Aber er blieb unbeweglich sitzen, betrachtete das Photo, stand dann auf und ging ins Schlafzimmer, um sich für die Redaktion umzuziehen, er konnte unmöglich so ins Funkhaus gehen, wie er auf der Insel herumgelaufen war. In Jeans, bequemen Stiefeln und einem alten grauen und verwaschenen Pullover. Als er Pullover und Jeans ausgezogen hatte, als er seinen braunen Körper im Spiegel des Kleiderschranks sah, stiegen Erinnerungen an die Insel in ihm auf. Jetzt um diese Zeit, dachte er, bin ich durch den warmen Sand zum Lido gelaufen, habe mich auf einen Barhocker gesetzt und einen Café bestellt. Der Urlaub ist vorbei, versuchte er sich einzureden, du bist wieder in Köln, aber da waren der warme Wind und die Sonne und das Meer, die ihm widersprachen, und schließlich mußte er sich dazu zwingen, ein weißes Hemd aus dem Stapel im Kleiderschrank zu holen und seinen Pierre-Cardin-Anzug anzuziehen und in die Mokasins zu steigen.

Den schweren Pelzmantel anzuziehen, den er im Winter gewöhnlich trug, ein Mantel, in dem er sich wie ein Einsiedlerkrebs fühlte.

Obwohl er vier Wochen lang unbenutzt in der Garage gestanden hatte, sprang sein Ford sofort an, und als Ulrich langsam auf die Straße fuhr, fühlte er sich durch den Mantel und den Wagen doppelt geschützt. Der Abstand zu den anderen, das war eine Begleiterscheinung großer Wagen, die er fast noch mehr schätzte, als die hohen Geschwindigkeiten, die sie möglich machten. Er fuhr konzentriert, hielt die Verkehrsregeln fast pedantisch ein und sah nur einmal, sekundenlang, den Fluß, ein schmierig schmutziges Band, auf dem Frachtkähne tief im Wasser lagen. In der Nähe des Funkhauses suchte er fast eine halbe Stunde nach einem Parkplatz, schließlich stellte er den Wagen direkt neben einem Parkverbotsschild ab. Es begann zu schneien, er stieg aus dem Fahrzeug und schloß die Autotür sorgfältig ab. Als er die Nord-Süd-Fahrt überquerte, hob er den Kopf und sah zum Funkhaus hoch. Er versuchte, das Fenster des Redaktionsbüros auszumachen, aber der fallende Schnee hüllte das Gebäude in eine weißgraue Schicht, es lag wie unter einer Tarnkappe verborgen. Ein paar Minuten brauchte er noch, dann hatte er das Vierscheibenhaus erreicht. Er betrat das Gebäude durch den Haupteingang, fand sich in einer geräumigen Halle und sah sich unschlüssig um. Sonst war er gewöhnlich zielstrebig am Pförtner vorbei zu den Aufzügen gegangen, heute fühlte er sich unsicher und als der Pförtner von seinem Stuhl aufstand und auf ihn zukam, senkte er den Kopf.

– Sie wünschen?

– Ich möchte zu Herrn Isenberg, meinem Redaktionsgruppenleiter!

Der Pförtner betrachtete ihn und sagte dann, er habe Ulrich noch nie gesehen, er solle seinen Namen nennen, dann müsse der Pförtner die Redaktion anrufen und sich verge-

wissern, daß alles seine Ordnung habe. Der Pförtner sagte es ruhig, ohne persönlichen Haß und da fiel Ulrich der Ausweis ein, der mit seinem Photo versehen war und ihm als Freien Mitarbeiter des Westdeutschen Rundfunks gestattet, das Gebäude zu betreten. Er fand den Ausweis in der Manteltasche und der Pförtner prüfte die Karte genau, fragte dann gekränkt, weshalb ihm Ulrich den Ausweis nicht gleich gezeigt habe, es sei unmöglich, sich an jedes Gesicht zu erinnern. Ulrich entschuldigte sich und ging langsam zu einem der beiden Aufzüge, betrat die Kabine und drückte den Knopf zur neunten Etage. Als sich die Kabine hob, sah er Zahlen über der geschlossenen Kabinentür aufleuchten und wieder verglimmen. Wie, dachte er, wenn dieser Lift plötzlich endlos aufstieg in die Ewigkeit.

Er saß in einem der Sessel, die in Isenbergs Büro um einen kleinen quadratischen Tisch standen, wie er unzählige Male in diesem Zimmer gesessen hatte, wenn er einen Filmbericht abgeschlossen hatte und sich um den nächsten Auftrag bemühte. Wie meist hatte er Isenberg angetroffen, während er telefonierte, wie meist hatte der Redaktionsgruppenleiter freundlich auf die Sitzgruppe gedeutet, wie meist hatte Ulrich verstehend genickt und sich gesetzt und jetzt wartete er, bis Isenberg aufstehen und eine Flasche Mineralwasser aus dem Schreibtisch holen und sich zu ihm setzen würde.

Ulrich sah sich im Zimmer um und wunderte sich, daß ihm das Zimmer so fremd vorkam. Das String-Regal mit theaterwissenschaftlichen Büchern, die Kleinplastik auf Isenbergs Schreibtisch, die Plakate von Kunstausstellungen und Theaterpremierer, alles befand sich seit Jahren in diesem Zimmer, trotzdem hatte Ulrich den Eindruck, er sehe es zum ersten Mal.

Zum Beispiel ein großes Plakat, auf dem er ein nacktes Mädchen sah, mit blonden Haaren, den Kopf in den Na-

cken geworfen, unter einem Himmel aus großen grünen Äpfeln, deren Formen mit den Rundungen ihrer Brüste in einer Beziehung standen, die ihn irritierte. Welcher Unterschied, dachte er, besteht eigentlich zwischen dem Rund des Apfels und dem Rund der Brust, vielleicht eine Frage von Gestalt und Bedeutung. Wirklichkeit, dachte er, ist eine Frage der Interpretation und er lächelte, als er an Heinz denken mußte, der sich vor zwanzig Jahren, als Zwölfjähriger während eines Landschulaufenthaltes, zwei durch eine Schnur verbundene Äpfel unter das enge T-shirt über der schmalen Knabenbrust geschoben hatte und den er kürzlich auf der Reeperbahn wiedergesehen hatte, in einem Nachtlokal, wo er, mit einer schwarzen langhaarigen Perücke in einem tief ausgeschnittenen Kleid, auf der Bühne gestanden hatte, ein Mikrophon in der Hand, während aus dem Lautsprecher ein Lied von Nana Mouskouri zu hören gewesen war. Ulrich hatte damals gelacht und nach dem Auftritt hatte er mit Heinz einen Whisky an der Bar getrunken. Sie hatten von der Schulzeit geredet und von längst verstorbenen Lehrern. Jetzt, wo er an das dick geschminkte Gesicht seines Klassenkameraden dachte, verspürte er plötzlich eine Angst, die er sich nicht erklären konnte und über die nach zu denken ihn der Umstand hinderte, daß Isenberg sein Telefongespräch beendete nach der Mineralwasserflasche griff und sich zu ihm an den kleinen Tisch setzte.

– Na, Herr Meissner, gut erholt zurück? fragte Isenberg, eine Frage, die Ulrich aus dem Konzept brachte. Gut erholt, dachte er und versuchte, den Sinn der Wörter zu verstehen, gut, das bedeutete etwas Positives, ein Filmbericht konnte gut sein oder schlecht, aber da waren die Meinungen oft unterschiedlich, mehr als einmal war es Ulrich passiert, daß Rachel einen seiner Filme für schlecht gehalten hatte, den Isenberg in der Redaktion als beispielhaft pries und ebenso oft hatte Ulrich zustimmende Briefe zu Filmberichten erhalten, die Isenberg am liebsten gar nicht

gesendet hätte. Und zurück, dachte Ulrich, bin ich zurück? Isenberg deutete sein Schweigen als Zustimmung und sagte aufgeräumt, er habe ihn schon erwartet und es warte Arbeit auf ihn. Eine Kunstausstellung, die in einem Museum im Ruhrgebiet vorbereitet werde und über die er gerne einen längeren Bericht senden wolle, fünfzehn oder zwanzig Minuten, je nachdem, was das Thema hergebe. Ulrich nickte erleichtert. Arbeiten und Geld dafür bekommen, das war konkret, darunter konnte er sich etwas vorstellen. Isenberg schob ihm einen Ausstellungskatalog über den Tisch.

– Hier, das hat uns das Museum geschickt, vielleicht können Sie etwas damit anfangen!

Ulrich griff nach dem Katalog, blätterte ihn flüchtig durch und sah Flächen unterschiedlicher Größe, innerhalb dieser verschiedene Formen und Farben, die für Formen und Farben der Wirklichkeit stehen sollten, Reproduktionen von Bildern einer Ausstellung.

– Es wäre schön, wenn ich den Katalog mitnehmen könnte, sagte Ulrich schließlich und Isenberg nickte erstaunt, selbstverständlich, dafür habe er ihm das Exemplar ja schließlich aufbewahrt.

Eine Pause entstand, in der sich Ulrich bei der Überlegung ertappte, was er auf diese Bemerkung Isenbergs antworten sollte. Es gab Übereinkünfte, Floskeln, die man aussprach, ohne nachzudenken. Er dachte nach, aber ihm fiel keine dem Anlaß entsprechende Formulierung ein und er spürte wieder die Angst, die er bei dem Gedanken an Heinz bemerkt hatte. Unsinn, dachte er, der Flug wird mir nicht bekommen sein, und er stand auf, sagte Isenberg, daß er zur Dispositionsabteilung gehe, um sich ein Aufnahmeteam für die Dreharbeiten geben zu lassen. Selbstverständlich werde er bei unvorhergesehenen Vorfällen die Redaktion verständigen. Was ist schon vorhersehbar, dachte er, als er sich das Wort unvorhergesehen aussprechen hörte. Als er sah, wie Isenberg freundlich nickte und ihm die Hand entgegenstreckte, war er erleichtert.

Ich habe also noch Teil an der Übereinkunft, dachte er, ich kann mich noch verständlich machen.

Unter dem Scheibenwischer seines Wagens fand er eine gebührenpflichtige Verwarnung, säuberlich in eine Zellophan-Tüte geschoben. Er entfernte den Strafzettel von der Windschutzscheibe, betrachtete ihn lange und knüllte ihn zusammen, warf ihn weg. Er stieg in den Wagen, ließ den Motor an und als er sich durch den dichten Feierabendverkehr quälte, erinnerte er sich an den Strafzettel und erschrak bei dem Gedanken daran, daß er das Papier einfach weggeworfen hatte. Er konnte sich nicht daran erinnern, schon einmal ähnlich gehandelt zu haben, im Gegenteil, er hatte Verwarnungen immer sorgfältig im Handschuh-Fach des Wagens gesammelt und von Zeit zu Zeit mit zu seiner Bank genommen, wo eine Angestellte belustigt Überweisungsaufträge für ihn ausgefüllt hatte, die er nur noch zu unterschreiben brauchte.

Obwohl es so kalt im Wagen war, daß er fror, beschlugen die Scheiben und er mußte das Gebläse einschalten, um wenigstens die Rücklichter der vor ihm fahrenden Wagen zu erkennen. Als er endlich das Haus erreicht hatte, in dem er wohnte, brachte er es nicht fertig, den Wagen in die Garage zu fahren, sondern stellte ihn unter einer Laterne ab. Er merkte, daß seine Knie zitterten, als er die Autotür abschloß und er schob dieses Schwächegefühl auf das Wetter. Ich werde eine Erkältung bekommen, dachte er, der Klimawechsel war zu viel für mich, ich werde vorsichtshalber Chinin schlucken. Aber als er seinen Mantel ausgezogen hatte, dachte er nicht mehr an das Medikament. Er ging ins Wohnzimmer, legte eine Schallplatte auf den Plattenteller, schaltete das Laufwerk und den Verstärker ein. Als er die ersten Töne aus dem Lautsprecher hörte, ging er zurück in den Korridor, holte den Ausstellungskatalog aus der Manteltasche und legte sich damit auf eines der beiden Betten im Schlafzimmer, stand wieder auf und ging ins

Wohnzimmer. Dort setzte er sich in den Lounge-chair und fing an, den Katalog der Ausstellung durchzublättern, mit der er sich würde einige Tage beschäftigen müssen: Das III. Reich in der Malerei. Eine Frühjahrsausstellung des Ruhrlandmuseums.

## Aus »Und jetzt die Freiheit?«

### 1. Hinterm Bahndamm

»Meine Güte, der Junge kann doch nicht wieder den ganzen Tag im Bett bleiben!«

Der Satz schien von ganz weit her zu kommen; ich wollte nicht hinhören, wollte weiter durch den Wald laufen und mit meinem Freund Horst Molche aus dem Waldteich fangen. Ich wollte weiter mit Hannelore im Stadtpark spazieren gehen, aber da hörte ich wieder die Stimme meiner Mutter.

»Wenn ich das alles vorausgesehen hätte, ich weiß nicht, ob ich es dann riskiert hätte, in den Westen zu gehen! Wenn das Kind dabei vor die Hunde geht!«

Jetzt hörte ich eine andere Stimme, die hastig sprach, wie jemand spricht, der sich verteidigen muß. Die Stimme meines Vaters. »Voraussehen«, sagte er, »wer kann so was denn voraussehen. Das Kind wird sich schon wieder zurechtfinden, warte doch ab!«

Die Stimme meiner Mutter antwortete wieder, diesmal leiser, als ob sie mich schonen wolle. Ich versuchte, weiter an Hannelore zu denken und an Horst und an die Lehrer zu Hause und an die große Wohnung ganz nahe am Wald, in der wir gelebt hatten. Aber ich schaffte es jetzt nicht mehr, mir das alles weiter vorzustellen.

»Wenn das Kind dabei vor die Hunde geht«, hatte Mutter gesagt, und auch Vater hatte das Wort Kind gebraucht.

»Das Kind wird sich schon wieder zurechtfinden, warte doch ab!« Ich dachte über diese Sätze nach, und auf einmal war in mir eine ganz große Wut.

Das Kind hatten sie gesagt, und damit hatten sie mich gemeint. Von wegen Kind, dachte ich wütend, ich bin vierzehn Jahre alt und werde nächsten Monat fünfzehn. Ich muß mit ihnen reden, dachte ich und richtete mich im Bett auf, aber als ich dann endlich die Augen geöffnet hatte und

mich umsah, da schaffte ich es nicht, aufzustehen, ich blieb im Bett sitzen, sah mich um. Ich sah die Wände des Zimmers. Weiß. Ohne Tapete. Einfach gestrichen. Ein weiß lackierter Kleiderschrank, in dem mein Wintermantel hing und einige Hemden lagen. Meine Eltern hatten nicht viel mitnehmen können, als sie die Deutsche Demokratische Republik verlassen hatten.

Nur zwei Koffer und mich, dachte ich, und ich überlegte weiter: Vielleicht hätten sie drei Koffer mitnehmen und mich dafür zu Hause lassen sollen. Bei Hannelore und Horst. Bei meinen alten Lehrern und bei meinen Freunden. In Zwickau. Sie hätten mich dort lassen sollen, dachte ich und sah mich wieder in dem schmalen Raum um, der mein Zimmer sein sollte. Die Wände, der Schrank, das Bett, in dem ich lag, der Schreibtisch an der Wand. Alles war fremd. Es gehörte mir nicht, auch wenn Vater das immer wieder behauptete. Alles roch noch nach dem Möbelgeschäft, in dem meine Eltern die Sachen bestellt hatten. Auch der kleine Schreibtisch, den Vater an die Wand neben dem Kleiderschrank gestellt hatte, war mir fremd. Obwohl wir schon vier Tage in der neuen Wohnung lebten, hatte ich noch nicht ein einziges Mal am Tisch gegessen und Hausaufgaben gemacht. Es gab auch gar keine Hausaufgaben, die ich hätte machen können. Kurz bevor ich von zu Hause hatte weggehen müssen, war ich aus der Schule entlassen worden.

Selbst das große Aquarium, das mir die Eltern gekauft hatten, war nicht mein Aquarium. Mein Aquarium war viel kleiner gewesen und es war in Zwickau zurückgeblieben. Wie alle anderen Sachen, die mir einmal gehört hatten.

Hoffentlich bekommen die Fische dort wenigstens regelmäßig Futter, dachte ich, aber da brauchte ich mir kaum Sorgen zu machen. Es hatte zwar damals in der DDR Fleisch, Fett, Zucker und Milch nur auf Lebensmittelkarten gegeben, aber Wasserflöhe für die Fische jede Menge. Alle Teiche waren voll davon gewesen.

Irgendwann stieg ich aus dem Bett. Meine Sachen lagen noch so auf dem Stuhl vor dem Schreibtisch, wie ich sie gestern Abend hingeworfen hatte. Ich stieg in die Hose, die einem amerikanischen Soldaten gehört haben mußte und die ich in Westberlin bekommen hatte, als einmal im Flüchtlingslager alte Kleidungsstücke verteilt worden waren. Zuerst hatte ich sie nicht anziehen wollen, auch nicht, als Mutter sie aufgetrennt und für mich neu zusammengenäht hatte, aber inzwischen zog ich sie an. Mutter wollte, daß ich den blauen Anzug, den ich noch von der Konfirmation hatte, schonte, und mir war längst egal geworden, was ich anhatte. Mich kannte sowieso kein Mensch in der Stadt. Als ich die Hose anhatte, streifte ich das großkarierte Texas-Hemd über meinen Kopf, rollte die bunten Ringelsockchen über die Füße bis hoch zum Knöchel und stieg dann in die Schuhe mit dicker Krepp-Sohle. Auch die Schuhe stammten aus der Kleidungsspende, und sie waren mindestens eine Nummer zu groß, aber Mutter hatte Wate in die Schuhspitzen geschoben. Trotzdem waren sie besser als die anderen Schuhe. Sie hatten wenigstens keine Löcher in den Schuhsohlen.

Vater saß am Küchentisch und las die Zeitung. Seit wir nicht mehr im Flüchtlingslager lebten, zog er wieder weiße Hemden an und hatte eine Krawatte um den Hals. Mutter stand in der Schürze neben dem Gasherd und kochte das Mittagessen. Einen Augenblick lang glaubte ich, alles wäre wieder so wie früher, aber dann ließ Vater langsam die Zeitung sinken und sah mich an. »Mensch, bis mittags im Bett zu liegen, schäm dich!« Ich setzte mich an den Küchentisch und sah zu Mutter hinüber. Ich hatte einen Mordshunger. »Machst du mir ein Butterbrot?« Mutter schüttelte den Kopf. »Es gibt doch gleich Mittagessen! Aber wenn du willst, ich kann dir ja in Zukunft das Frühstück ans Bett bringen und vielleicht das Mittagessen auch. Dann brauchst du überhaupt nicht mehr aufzustehen!«

Ich stand auf und holte mir ein Billy-Jenkins-Heft von dem Stapel mit Schmökern, der auf dem Küchenschrank lag. Natürlich hatte ich auch dieses Heft schon so oft gelesen, daß ich es fast auswendig kannte, aber es noch einmal zu lesen, war immer noch besser als die Vorwürfe meiner Eltern anzuhören. »Höchste Zeit, daß der Junge wieder in vernünftige Verhältnisse kommt«, sagte Vater, »er müßte längst wieder auf dem Gymnasium sein! Aber den Herren von der Schulverwaltung scheint völlig egal zu sein, was aus den Kindern wird!«

Ich glaubte meinen Ohren nicht mehr trauen zu können. »Hört mal«, sagte ich, »ich hab' euch doch gesagt, daß ich nicht mehr in die Schule will! Ich hab' doch gesagt, daß ihr mir eine Lehrstelle besorgen sollt! Keine zehn Pferde kriegen mich zurück in die Schule, versteht ihr, keine zehn Pferde!

»Nun schrei doch nicht so«, sagte Mutter, »das letzte Wort in dieser Sache ist doch noch gar nicht gesprochen! Wir haben zwar deine Zeugnisse aus der DDR eingereicht, aber ob sie dich aufnehmen, das steht doch alles noch in den Sternen!«

Ich konzentrierte mich wieder auf mein Billy-Jenkins-Heft. Von wegen wieder zur Schule gehen, dachte ich, erst reißen sie einen aus allem heraus und dann tun sie so, als könnte man einfach da weitermachen, wo man aufhören mußte. Aber irgendwo in mir meldete sich eine leise Stimme, und ich war froh, daß meine Eltern sie nicht hören konnten.

Lüg' doch nicht, sagte diese Stimme, du bist doch bloß zu feige! Du weißt, daß sie hier Englisch und Latein lernen, und du hast drüben in der DDR bloß Russisch gelernt!

Blödsinn, versuchte ich die Stimme in mir zum Schweigen zu bringen, von wegen ich und feige! Aber jetzt wieder zur Schule gehen? Nach allem, was inzwischen gewesen ist? In eine Klasse, wo man keinen kennt? Und wenn sie sich auf den Kopf stellen, das kommt nicht in Frage!

Endlich brachte Mutter das Essen auf den Tisch, und Vater faltete die Zeitung zusammen. Kurz bevor er sie auf den Tisch neben seinen Teller legte, konnte ich die Schlagzeile lesen: ›Adenauer empfängt Oberbefehlshaber der Atlantischen Streitkräfte‹. Ich zog die Zeitung über den Tisch und überflog den Artikel unter der Schlagzeile. Tatsächlich, General Ridgeway kam in die Bundesrepublik. Und wer General Ridgeway war, das hatte ich zu Hause in der Schule oft genug gehört.

»Da siehst du, was los ist«, sagte ich zu meinem Vater, »die haben in der DDR gar nicht so unrecht! Adenauer ist ein Kriegshetzer! Oder meinst du, ein friedlicher Mensch setzt sich mit einem General an einen Tisch?«

Vater griff nach dem Löffel: »Wir können froh sein, daß die Amerikaner unsere Freiheit verteidigen!«

Ich schrie fast, als ich antwortete. »Du und deine Freiheit! Was ist denn das, was die Amerikaner verteidigen sollen? Diese zwei Zimmer im vierten Stock? Diese Wohnung, in der wir nicht mal eine Badewanne haben? Oder meine Hose? Sollen die Amerikaner meine Hose verteidigen oder meine Schuhe, in denen ich mir dauernd Blasen laufe?«

Vater senkte den Kopf langsam, und als ich die Verzweiflung in seinem Gesicht sah, hätte ich am liebsten geheult.

»Und trotzdem war es richtig«, sagte Mutter ruhig, »warte doch ab! Du wirst uns noch mal dankbar dafür sein, daß wir in den Westen gegangen sind! Ab nächste Woche arbeitet Vater wieder, und ... «

Ich stieß den Teller zurück, daß die Suppe über den Rand schwappte: »Dankbar sein? Ich euch dankbar sein? Niemals! Wirklich, ich schwöre euch, nie!« Dann rannte ich in den Raum, der mein Zimmer sein sollte, schloß die Tür hinter mir und warf mich aufs Bett.

Ein paar Tage später ging ich in die Stadt. Eigentlich hatte ich überhaupt keine Lust dazu gehabt, weil mich die Stadt nicht interessierte. Aber Mutter hatte mir zugeredet. Ich

könne doch nicht immer nur im Bett liegen oder Schmöker lesen, andere Jungen in meinem Alter seien doch auch nicht ständig in der Wohnung, und ich müsse mich an die Stadt gewöhnen, in der wir jetzt zu Hause seien. »Hier werde ich niemals zu Hause sein«, hatte ich geantwortet, aber dann hatte ich mir doch den Anorak angezogen, weil ich Mutter einen Gefallen tun wollte. »Vielleicht hast du recht«, hatte ich gesagt, »ich werde mich draußen ein bißchen umsehen!«

Ich hatte die Wohnungstür hinter mir ins Schloß gezogen und war die Treppen hinuntergegangen, endlose Stufen, eine nach der andern, von der vierten Etage bis zum Erdgeschoß. Jetzt, wo ich unten auf der Straße war, bereute ich schon, daß ich nachgegeben hatte.

Dortmund, dachte ich, eine Stadt wie andere Städte auch. Höchstens viel schmutziger, weil die Stadt im Ruhrgebiet lag. Eine Stadt mit alten hohen Häusern, deren Fassaden im Laufe der Zeit schwarz geworden waren vom Rauch und Staub der Kokereien und Hochöfen. Zwischen diesen alten Häusern hin und wieder ein Neubau. Man erkannte die neuen Häuser schon von weitem, weil ihre Fassaden noch sauber waren. Und zwischen den alten Häusern und den neuen Häusern noch immer Ruinen. Ausgebrannte Häuser mit leeren Fensterhöhlen, die mir wie blinde Augen vorkamen.

Der Krieg, dachte ich. Auch über Dortmund sind Bomben abgeworfen worden, auch im Westen haben die Deutschen den Krieg verloren. Ich blieb lange vor einem ausgebrannten Haus stehen, sah zu den leeren Fensterhöhlen hinauf und versuchte, mir die Menschen vorzustellen, die einmal in dem Haus gewohnt haben mochten, die Nacht, in der das Haus abgebrannt sein mußte, während die Luftschuttsirenen die Entwarnung in die Nacht geheult hatten. Aber ich sah diese Menschen nicht, ich sah nur die Ruine und ging langsam weiter. Ich ging in die Richtung, in der ich die Innenstadt vermutete, und je näher ich ihr kam, desto weniger Ruinen und Trümmer sah ich.

Ist doch klar, dachte ich, im Norden der Stadt und in den Vororten rund um die großen Fabriken und Bergwerke, da wohnen nur Menschen. Da ist es egal, wie die Häuser aussehen. Aber in der Innenstadt, da sind die Kaufhäuser und Geschäfte. Da gibt es die Sachen, die man kaufen kann. Da muß alles vor Wohlstand glänzen.

Ich ging an Bekleidungshäusern vorbei und an Möbelgeschäften, an Schaufenstern voller Radios und an Lebensmittelläden, in denen Apfelsinen und Bananen massenweise angeboten wurden, und ich warf kaum noch einen Blick in die Schaufenster. Anfangs, als wir aus der DDR nach Westberlin gekommen waren, hatte ich mich nicht sattsehen können an den Schaufenstern. Aber inzwischen wußte ich, daß es auch im Westen all diese Waren nicht für alle gab, sondern nur für diejenigen, die sie bezahlen konnten. Und ich hatte drüben in der DDR sehr gut rechnen gelernt. Ich wußte, daß ein Arbeiter in Westdeutschland etwa 1,30 DM in der Stunde verdiente und ein Volkswagen 3000,- DM kostete. Einmal hatte ich für Vater ausgerechnet, wie lange ein Arbeiter für ein Auto schufteten mußte.

»Na und«, hatte Vater gesagt, »dann muß er eben sparen, wenn er unbedingt ein Auto haben will! Aber in deiner DDR, mein Lieber, da kann er sich auch dann kein Auto kaufen, wenn er das Geld dafür hat. Weil es dort nämlich überhaupt keine Autos für normale Menschen gibt!«

Ich lief durch die Stadt, vorbei an Schaufenstern und Konditoreien, sah mir die Fotos an, die in den Glaskästen der Kinos hingen, und als es anfang, dunkel zu werden, ging ich langsam zurück zu dem Haus, in dem wir wohnten.

»Na«, sagte Mutter, als sie mir die Wohnungstür geöffnet hatte, »hast du was erlebt in der Stadt?«

Ich zog meinen Anorak wieder aus. »Was soll man schon erleben«, sagte ich, »wenn man keinen einzigen Menschen hat und völlig fremd ist!«

»Du hast doch uns!« sagte Vater.

Ich setzte mich an den Küchentisch, aß die Butterbrote, die Mutter für mich hingestellt hatte, und als ich sie aufgeges-  
sen hatte, stand ich wieder auf und nahm ein Billy-Jenkins-  
Heft von meinem Stapel auf dem Küchenschrank.

»Ich geh' schlafen«, sagte ich, und als ich dann auf meinem  
Bett lag, dachte ich wieder daran, wie wohl ich mich zu  
Hause gefühlt hatte. Ich merkte, daß mir die Tränen kam-  
men, und war froh, daß mich Mutter nicht sehen konnte.  
Ich müßte einen Freund haben, dachte ich, wenigstens  
einen einzigen Freund. Wenn mir an diesem Abend jemand  
gesagt hätte, wie schnell ich nicht nur einen Freund haben  
würde, sondern ein halbes Dutzend, ich hätte ihn ausge-  
lacht. Und ich glaube, auch meine Eltern wären nicht be-  
sonders glücklich darüber gewesen.

Es war noch ziemlich früh am Morgen, jedenfalls für mich.  
Ich war schon um 9.00 Uhr aufgestanden und frühstückte.  
Vater war das erstemal wieder um 7.00 Uhr aus dem Haus  
gegangen, und Mutter saß mir gegenüber und nähte. »Warte  
es nur ab«, sagte sie, »jetzt, wo Vater wieder arbeiten  
geht, wird es uns bald wieder so wie früher gehen!«

Ich biß in mein Butterbrot. »Weshalb muß er hier denn so  
früh anfangen? Zu Hause ist er doch immer erst um viertel  
nach neun ins Büro gegangen!«

»Zu Hause«, sagte Mutter ärgerlich, »zu Hause! Begreif  
doch endlich, wir sind jetzt hier zu Hause!« Dann erklärte  
sie mir, daß es ein Glücksfall sei, daß Vater überhaupt  
schon wieder Arbeit hätte. Aber hier im Westen, hier herr-  
sche eben noch Recht und Ordnung.

Ich nickte. Den Spruch hatte ich oft genug von Vater ge-  
hört.

Aus »Ich gehe nach München«

*Erika*

[...]

Sie ging weiter und kam zu einem Schallplattengeschäft und auch hier blieb sie stehen, besah sich die ausgestellten Schallplatten, und da glaubte sie plötzlich, sie könne ihren Augen nicht mehr trauen. Im Schaufenster lag offensichtlich, und sie konnte nicht begreifen, wie ihr sowas unbekannt bleiben konnte, eine Schallplatte, die nicht einfach irgendeine Schallplatte war, sondern eine LP der Stones. Sie hieß »Black And Blue« und da hielt sie nichts mehr, sie ging in den Laden und wartete, bis sich nach längerer Zeit eine der Verkäuferinnen um sie kümmerte.

»Ich hätte gern die neue LP von den Stones!« Die Verkäuferin sah sie erstaunt an: »Eine neue Stones? Ich hab' gar keine Ahnung, daß die was neues auf dem Markt haben!« »Sie liegt bei Ihnen im Schaufenster«, sagte Gisela, »Black And Blue!«

Jetzt war die Verkäuferin nur noch gelangweilt. »Ach die! Die ist nicht mehr neu. Die ist schon fast wieder vergessen!« Trotzdem ließ sich Gisela die LP auflegen und kaufte sie, aber sie freute sich nicht mehr so, wie sie sich sonst über neue Platten freute. Die ist doch schon fast wieder vergessen, hatte die Verkäuferin gesagt. Gisela konnte solche Bemerkungen nicht verstehen. Als ob eine Sache, die nicht mehr neu war, deshalb schlechter sein müsse. Im Gegenteil, sie dachte daran, was ihr Vater immer von seinen Autos erzählte. Bei seinem ersten Auto sei das Blech noch so dick gewesen, daß er mit dem Hammer keine Beule in den Kotflügel schlagen konnte. Und heute konnte er den Kotflügel mit dem Daumen eindrücken, und schon blieb eine Beule im Blech zurück. Sie ging langsam weiter, kaufte in einem Poster-Shop ein großes Charles Bronson-Poster und dann, als sie wieder auf dem Weg zum Bahnhof war, kam ein Mädchen auf sie zu, blieb stehen und sprach

sie an: »Mensch, Gisela, was machst du denn hier in der Stadt?«

Sie überlegte, woher sie dieses Mädchen kannte. Zweifellos, die Stimme kam ihr bekannt vor, aber das Mädchen, das da vor ihr stand, in einem weinroten Lederkostüm mit einem Fuchskragen und langen schwarzen Haaren, dieses Mädchen, das eigentlich eher eine Frau war, es war ihr völlig unbekannt.

»Entschuldigen Sie«, sagte Gisela, »ich wüßte nicht ...«  
»Mensch, Gisela«, unterbrach sie das Mädchen, »erkennst du mich nicht mehr? Ich bin doch die Erika, ich hab' auf der Drogistenfachschule neben dir gegessen!«

Gisela fiel aus allen Wolken. »Was? Mensch, natürlich! Na hör' mal, du hast dich vielleicht verändert, ich hab' dich überhaupt nicht erkannt! Na, du mußt ja einen schwer reichen Mann geheiratet haben! So wie du angezogen bist!«  
Erika schüttelte den Kopf, aber sie war eher geschmeichelt, als gekränkt. »Ich und geheiratet?? Nein! Meinst du, ich bin so blöd und heirate, damit ich für meinen Mann so eine Art unbezahlte Hausgehilfin sein darf? Kommt doch nicht in Frage! Ich bin doch nicht verrückt!«

»Ich dachte nur ...« sagte Gisela, »so wie du aussiehst!«

»Ach was«, sagte Erika, »ich hab' mir nur einen besseren Job gesucht, das ist alles!«

Sie sah auf ihre Armbanduhr und erkundigte sich, ob Gisela noch Zeit habe. »Natürlich«, sagte Gisela, sie arbeite noch immer bei Frau Möller in der Drogerie und da komme es nicht darauf an, ob sie nun eine Stunde früher oder später in den Laden käme, wenn sie in Dortmund zu tun hätte.

»Was, die Möller? Den Laden gibt es noch? Ich hab' gedacht, die ist längst schon pleite!«

»Na hör mal«, sagte Gisela, »weshalb sollten ausgerechnet wir pleite gehen!«

»War doch nicht böse gemeint«, sagte Erika, »ich hab' nur sowas gehört. Komm, wir trinken irgendwo einen Kaffee

zusammen. So viel Zeit habe ich noch, mein Zug geht erst in zwei Stunden!«

Sie hatten wirklich nur eine Tasse Kaffee trinken wollen, aber auf dem Weg durch die Stadt hatte Erika plötzlich ihre Meinung geändert. Es sei schließlich Essenszeit, ob Gisela nicht mit ihr essen gehen wolle. Gisela war erstaunt gewesen. Nein, sie sei es eigentlich nicht gewohnt, irgendwo in einem Lokal zu essen, aber wenn Erika hungrig sei, gut, man könne ja an einer Bude eine Tüte Pommes frites oder eine Curry-Wurst essen. Davon hatte Erika nichts gehalten. Nein, an einer Bude könne sie keinen Bissen herunter bekommen, Gisela solle doch mit ihr in ein Lokal gehen, zur Feier des Wiedersehens nach so langer Zeit, das könne ihr Gisela doch unmöglich abschlagen. »Na gut«, hatte Gisela gesagt, »wenn du unbedingt willst!« Jetzt saß sie neben Erika in den »Appenzeller Stuben« an einem Tisch und schämte sich, weil sie ihre alten blauen Jeans und einen hellgrauen Pulli anhatte. In der Mitte des Lokals arbeiteten zwei Köche an einem Herd, von dem von Zeit zu Zeit Flammen hochschlugen, und die Gäste sahen so aus, wie die Gäste vornehmer Restaurants in Filmen immer aussahen.

»Laß uns doch woanders hingehen«, sagte Gisela leise, »das ist hier doch viel zu teuer!«

»Ach was«, sagte Erika, »ich lad' dich ein! Weißt du, ich bekomme von meiner Firma Spesen, da kann ich das schon hinfummeln. Ich schreibe einfach auf, ich hätte mit einer Kundin gegessen!«

Trotzdem wäre Gisela am liebsten aufgestanden, aber da kam auch schon ein Kellner und brachte eine riesige Speisekarte, die Gisela aufklappte, überflog und sofort wieder aus der Hand legte.

»Mensch, hier muß man ja ein Wörterbuch mitbringen! Bestell' für mich dasselbe wie für dich!« »Und was willst du trinken?«

»Am liebsten eine Cola«, sagte Gisela, »falls es hier sowas gibt!«

»Bestimmt«, sagte Erika, »ich werde einen leichten Wein trinken! Am besten einen Rosé! Und essen, wart' mal, am besten, wir essen ein Steak. Da können sie nicht viel verderben!« Der Kellner notierte ihre Bestellung, dann erzählte Erika. Nein, sie arbeite schon fast ein Jahr nicht mehr in der Drogerie. Kurz nach der Abschlußprüfung habe sie gekündigt und sich eine neue Arbeitsstelle gesucht. Sie arbeite jetzt für eine Kosmetikfirma. »Weißt du, im Einzelhandel kann man doch nichts verdienen. Was bekommst du denn jetzt?«

»Neunhundertzwanzig brutto«, sagte Gisela, »aber ich komm' damit prima rum! Ich wohne noch bei meinen Eltern und gebe zuhause dreihundert Mark ab! Vom Rest kauf' ich mir meine Sachen und was man so braucht, du weißt ja, wie das so ist!« »Was?«

Erika aß eines der Brötchen, die der Kellner inzwischen gebracht hatte. »Was? Du verdienst gerade neunhundert brutto, wart' mal, das sind doch höchstens sechshundert netto! Und davon gibst du die Hälfte zuhause ab? Sag' mal, spinnst du? Hundert ist der Satz für Kostgeld! Höchstens hundertzwanzig, wenn man noch bei den Eltern wohnt! Die nutzen dich ja ganz schön aus!«

Gisela ärgerte sich jetzt, daß sie überhaupt mit Erika mitgegangen war. »Quatsch! Von wegen ausnutzen! Meine Eltern sparen für mich! Für die Aussteuer! Vater hat schon viertausend Mark für mich auf dem Konto! Meinst du, ich will mit Schulden anfangen, wenn ich mal heirate? Da kriegt man doch gleich Krach!«

»Was denn«, sagte Erika, »heiraten? Du willst bald heiraten?« »Warum nicht«, sagte Gisela, »ich habe einen Mann kennengelernt ...«

»Sag bloß«, staunte Erika, »was macht er denn beruflich?« »Angestellter«, sagte Gisela, »er hat mit Wohnungen zu tun!«

»Eine Wohnungsgesellschaft, was?«

»Nein, er ist bei der Stadtverwaltung!«

»Na hör' mal, und da denkst du ans Heiraten? Bei der Verwaltung verdient ein Angestellter doch nichts. Ich versteh' dich wirklich nicht!«

Der Kellner brachte das Essen und Gisela sah auf ihrem Teller einen silbern glänzenden Gegenstand, den sie vorsichtig mit der Gabelspitze berührte. »Was ist denn das?« Erika griff nach dem Messer und schnitt das Silberpapier einfach durch. »Das ist eine ›Baked Potatoe«, sagte sie zufrieden, »einfach eine große Kartoffel, die in ein Stück Folie gewickelt und gebacken wird!«

Gisela war froh, daß sie jetzt essen konnte und nur noch zuzuhören brauchte. Nur einmal ließ sie ihr Besteck ungläubig sinken, als Erika erzählte, was sie jetzt verdiene.

»Mit der Umsatzprovision komme ich in manchen Monaten mühelos auf eintausendsechshundert Mark!«

»Was«, sagte Gisela, »das ist ja fast das Doppelte meines Gehaltes!«

»Nein«, sagte Erika, »ich verdiene noch mehr! Bei diesem Einkommen sind meine Spesen noch nicht mitgerechnet!«

Als die beiden endlich die Bahnhofshalle erreicht hatten und Erika zum Fahrplan lief, sich über die nächsten Züge unterrichtete und dann eine Fahrkarte nach Hamburg kaufte, atmete Gisela auf. Zu viel hatte Erika während des Mittagessens und dann auf dem Weg durch die Stadt erzählt. Gisela hatte beim Essen dann doch noch ein Glas Wein und einen Likör getrunken, und jetzt war eine Unruhe in ihr, bei der sie nicht sicher war, ob sie vom Alkohol kam oder von dem, was ihre Schulfreundin erzählt hatte. Erika ging zur Gepäckaufbewahrung und Gisela lief neben ihr her durch die Bahnhofshalle, beobachtete, wie Erika den Gepäckschein aus ihrer Handtasche kramte und einen Koffer ausgehändigt bekam. Der Eisenbahner bewegte sich langsam, Gisela kam es vor, wie eine Zeitlupenaufnahme

im Kino. Dann verabschiedete sich Erika, streckte ihr die Hand hin und sagte, sie müsse leider zum Bahnsteig, Gisela nickte und ließ sich von Erika eine Visitenkarte geben.

»Nur für den Fall, daß du mir mal schreiben willst«, sagte Erika, »aber die meiste Zeit bin ich sowieso unterwegs, wundere dich also nicht, wenn es ein paar Wochen dauert, bis ich antworten kann!«

Dann ging Erika durch die Sperre und winkte, und Gisela winkte zurück, bis sie Erika nicht mehr sehen konnte. Sie fühlte sich noch immer unsicher und sah nach, wann der nächste Zug fahren würde. Sie hatte noch eine halbe Stunde Zeit bis zur Abfahrt und sonst wäre sie in den Wartesaal gegangen und hätte noch eine Tasse Kaffee getrunken, aber die Unruhe war noch immer in ihr, sie konnte sich nicht erklären, weshalb. Ich hätte keinen Wein trinken dürfen, dachte sie, wer trinkt am Tag schon Wein, und sie ging langsam durch die Sperre und stieg die Treppen zum Bahnsteig hinauf, setzte sich dort auf eine Bank und versuchte, sich zu beruhigen. Erika, dachte sie, wie kann sich ein Mensch so verändern, vielleicht habe ich sie gar nicht wirklich getroffen und bilde mir das nur ein. Aber da war das Mittagessen, dessen Geschmack sie noch im Munde hatte und die Erinnerung an die Sätze, die Erika gesagt hatte, leichthin beim Essen gesagt und die sich in Gisela festgehakt hatten, als ob jeder Satz mit kleinen Widerhaken ausgestattet gewesen wäre.

Sag' mal, spinnst du, hundert Mark gibt man für Kostgeld ab, wenn man bei den Eltern wohnt, höchstens hundertzwanzig. Die nutzen dich ja ganz schön aus.

Na hör' mal, und da denkst du ans Heiraten? Bei der Verwaltung verdient ein Angestellter doch nichts, ich versteh dich wirklich nicht! Und dann erinnerte sich Gisela daran, wie sicher Erika gewesen war, als der Kellner die Rechnung gebracht hatte, wie sie da das Scheckheft aus der Handtasche geholt und einen Scheck ausgeschrieben hatte. Wie sie dem Kellner das kleine Lederetui mit der Scheckkarte über

den Tisch geschoben hatte und der Kellner die Scheckkarte sofort zurückgegeben hatte mit der Bemerkung, daß das doch nicht nötig wäre. Sie wußte, wie Frau Möller in der Drogerie immer reagierte, wenn eine fremde Kundin mit einem Scheck bezahlte. Wie sie dann die Scheckkarte mißtrauisch prüfte, Zahlen verglich und oft noch die Kundin um Angabe der Anschrift bat, um sie auf dem Scheck zu notieren.

Spießig und kleinlich, sagte etwas in Gisela, Frau Möller ist spießig und kleinlich, wir sind in Bergkamen alle spießig und kleinlich. Unsinn, widersprach eine andere Stimme, Erika hat eine Schau abgezogen, sie hat dir etwas vorge-macht, aber da erinnerte sich Gisela an Erikas Kostüm und den Pelz auf dem Kragen ihrer Jacke. Nein, das war keine Schau gewesen, das war Wirklichkeit.

Der Zug fuhr langsam ein und hielt, Gisela ging in ein leeres Abteil, legte die Schallplatte, die Photoarbeiten und das Charles Bronson-Poster vorsichtig über sich ins Ge-päcknetz.

Aus »Die Zeit mit Michael«

Sie hatte erwartet, auf eine kleine Gruppe von Sektierern zu treffen, auf zehn, zwölf junge Leute vielleicht, die im Hinterzimmer einer Gaststätte einander die Wichtigkeit ihrer abstrusen Ideen bestätigen würden, und als sie gesehen hatte, daß es fast fünfzig Personen waren, die sich in einem großen Raum des ›Alten Krug‹ zusammengefunden hatten, war sie erstaunt gewesen und hatte sich an einen der Tische gesetzt, die man hufeisenförmig zusammengestellt hatte, hatte sich ein Mineralwasser kommen lassen, und jetzt saß sie zwischen anderen, die wie sie gekommen waren, aus Neugier vielleicht oder auch aus Interesse und hörte zu. Sie war angetan von der Selbstverständlichkeit, mit der eine junge Frau, die sich zuvor als Sozialarbeiterin vorgestellt hatte, von der Notwendigkeit sprach, etwas gegen das geplante Atomkraftwerk am Fluß zu unternehmen. Es gehe darum, sagte die Frau, möglichst wirksame Aufklärungsarbeit zu leisten. Wenn die Menschen erst wüßten, welche Gefahren von der neuen Technologie ausgingen, würden sie zu einer derart großen Kraft werden, daß gegen sie keine Entscheidungen mehr möglich wären.

»Wir wollen mit Angehörigen aller Parteien zusammenarbeiten«, sagte sie, »wir sind auf jeden angewiesen, der einsichtig genug ist, für die Erhaltung unserer natürlichen Umwelt und gegen ihre Gefährdung durch gewissenlose Abenteuer einer zum Selbstzweck gewordenen Technik einzutreten. Vielleicht verstehen Sie mich, wenn Sie wissen, daß ich zwei Kinder habe. Ich kann nachts nicht schlafen, wenn ich daran denke, in welcher Welt sie einmal leben werden, wenn wir jetzt nichts gegen eine Wachstumsideologie unternehmen, die künftigen Generationen Atommüll, radioaktive Kraftwerk-Ruinen und aufgeheizte Flüsse zu hinterlassen droht.«

Sie ist davon überzeugt, dachte Christiane, sie glaubt tatsächlich, was sie sagt, und sie beobachtete die Frau erstaunt.

Wie sie sich wieder setzte, ernsthaft zuhörte, als der nächste Redner von den Erfolgen sprach, die man bisher habe erreichen können. Immerhin, ein Aufschub sei zumindest bewirkt worden, und überall sei der Bau von Atomkraftwerken durch eine Fülle von Aktivitäten aus der Bürgerschaft zumindest in Frage gestellt.

Wenn sie doch nur eine Chance hätten, dachte Christiane, wenn sie doch nur eine winzige Chance hätten. Der Redner sprach von den Bewohnern des Weinbaugebiets, und sie erinnerte sich an ihre Schulzeit, wo sie bei den Ostermärschen mitgegangen war, Luftballons in der Hand und das Kampf-dem-Atomtod-Abzeichen am olivgrünen Anorak aus Rücklaufbeständen der US-Army. Der Redner erzählte von einem Besuch bei den Bauern auf der Marsch und sie mußte an ihre Studentenzeit denken, wo sie an Sternmärschen teilgenommen hatte gegen die Notstandsgesetze. We shall overcome, dachte sie. Haut dem Springer auf die Finger, und dann sah sie wieder zur Sozialarbeiterin hinüber, die jetzt einen Block aus der Handtasche geholt hatte, sich Notizen machte, und sie empfand eine Mischung aus Bewunderung und Mitleid. Bewunderung, weil die andere offensichtlich davon überzeugt war, eine Entwicklung verhindern zu können, die von der Industrie längst beschlossen war. Mitleid, weil Christiane zu wissen glaubte, welche Kette aus Enttäuschungen, Niederlagen und Frustrationen an diese Hoffnung geknüpft war, und sie wartete jetzt auf den Augenblick, wo die allgemeine Diskussion beginnen würde.

Und selbst wenn Sie in der Sache vollkommen recht hätten, würde sie sagen, ich bin über den Stand der Sicherheitstechnik nicht unterrichtet, aber nehmen wir einmal an, Atomkraftwerke sind tatsächlich ein Risiko. Wo nehmen Sie nur die Kenntnis der enormen Investitionen in diese neue Technologie, in Kenntnis der Erklärungen sämtlicher Regierungen in Bund und Ländern und in Kenntnis der Haltung der Gewerkschaften die Unverschämtheit her zu

der Ansicht, man könnte dagegen etwas Entscheidendes bewirken? Gewiß, das nahm sich Christiane vor zu sagen, sie räume ein, daß eine vorübergehende Verunsicherung der Mächtigen möglich sei, eine Phase des Aufschubs, in der sie ihre Strategien zur Durchsetzung von Herrschaftsinteressen auf den neuesten Stand brächten, aber nicht mehr. Und dafür allein sei ihr jeder Einsatz sinnlos. Wirklich, würde sie sagen, verlorene Liebesmühe. Aber dann kam alles doch ganz anders. Der Redner hatte sich kaum wieder hingesetzt und nach seinem Glas gegriffen, der weißhaarige Mann in der Freizeitjacke neben ihm hatte kaum um Wortmeldungen zu den Referenten gebeten, da stand ein vielleicht fünfundvierzig Jahre alter Mann auf.

»Ich habe mir das bis jetzt alles ruhig angehört«, sagte er, »aber ich muß Ihnen sagen, ich bin verblüfft über so viel Dummheit, Inkompetenz und Ignoranz! Da sitzen hochqualifizierte Wissenschaftler in Forschungsinstituten und vertreten die Ansicht, daß es in Zusammenhang mit dem Betrieb von Kernkraftwerken keine nicht beherrschbaren Probleme gibt. Da versichern Professoren, die doch wirklich nicht dazu neigen, ihren wissenschaftlichen Ruf aufs Spiel zu setzen, daß sie die friedliche Nutzung der Kernenergie für unbedenklich halten, und das nehmen Sie einfach nicht zur Kenntnis. Wie sollen wir denn ohne Kernenergie die Energielücke der kommenden Jahre schließen? Wie wollen wir denn unsere Arbeitsplätze sichern? Ich will der Mehrzahl der hier Erschienenen nicht absprechen, daß sie aus Interesse und vielleicht auch ehrlicher Sorge zu dieser Veranstaltung gekommen sind, aber ich versichere Ihnen, Bürgerinitiativen sind für die Beantwortung dieser Fragen absolut unzuständig. Wir wissen, daß es zersetzende Kreise und Gruppen gibt, die auf jedem Feuer ihr Süppchen kochen wollen. Menschen, die vor nichts zurückschrecken und die unser Wirtschaftssystem zum Zusammenbruch bringen wollen. Wir haben es doch erlebt, wie diese Terroristen das Recht brachen, wie sie Zäune nieder-

rissen, Kommunisten und Maoisten und ähnliches Gesindel ... «

Er redete und redete, hin und wieder durch leise Zwischenrufe unterbrochen, um die er sich nicht kümmerte. Christiane hörte zu, immer das gleiche Lied, dachte sie, immer dasselbe Modell, und als er von Kommunisten redete und von Terroristen, da merkte sie, wie es in ihr hochkam, nein, dachte sie, es ist sinnlos, aber da hörte sie wieder diesen Mann, diese geschulte Rhetorik, diese Routine, mit der er vom ruhig vorgetragenen Sachargument zur erregten Betroffenheit zu wechseln verstand, Christiane konnte nicht anders, es brach aus ihr heraus, nein, dachte sie, ich will das nicht mehr, worauf habe ich mich eingelassen, doch da hörte sie schon ihre Stimme, ruhig, überlegen, eine Stimme, die gewohnt war, sich gegen eine Klasse durchzusetzen: »Nun hören Sie aber mal auf, für wie blöd halten Sie uns denn? Sie haben sich ja nicht einmal vorgestellt! Ich heiße Christiane Schneider und bin Lehrerin. Und Sie? Rednerdienst der Kraftwerkindustrie? Beauftragter für Öffentlichkeitsarbeit der Elektrizitätswirtschaft? In wessen Auftrag sprechen Sie hier? Welche Interessen vertreten Sie hier? Es würde doch hilfreich und nützlich sein, das zu wissen!«

Es war still geworden, sie merkte, daß ihr das Blut in den Kopf gestiegen war, und sie fühlte sich wie verwundet. »Ich kann mir vorstellen, daß Ihnen das nicht besonders gefallen wird«, sagte der Mann, den sie unterbrochen hatte, »aber ich bin tatsächlich Ingenieur. Ich arbeite seit sechs Jahren in einem Kernkraftwerk, und wenn ich diesen Unsinn höre, der überall geredet wird ... «

Er wollte weiter sprechen, aber da kam Gelächter auf, er schrie jetzt fast, redete von Maschinenstürmern, damals, als die ersten Eisenbahnen gebaut worden seien, habe es ähnliche Bewegungen gegeben, sie seien widerlegt worden von der Entwicklung. Der Fortschritt, schrie er, lasse sich nicht aufhalten, aber da hörte ihm schon keiner mehr zu, der Weißhaarige in der Freizeitjacke forderte zu weiteren

Wortmeldungen auf, eine Frau meldete sich, redete mit leiser Stimme, und Christiane war jetzt in sich zusammengesunken, hörte nur die Stimme, wie sie leise Wörter zu Sätzen verband, die einen Sinn haben mochten, für den sich Christiane jetzt nicht interessierte, den sie überhaupt nicht erfahren wollte. Auf was lasse ich mich ein, dachte sie, aufstehen, dachte sie, das Mineralwasser bezahlen und dann einfach gehen, doch sie blieb sitzen und hörte weit entfernt andere Stimmen reden, hörte Stühle rücken und sah Leute aufstehen und zur Tür gehen, und als sie plötzlich laut angesprochen wurde und den Kopf hob, sah sie den jungen Mann neben sich stehen und sie bemerkte, daß der Saal leer war. Sie sah die ausgetrunkenen Gläser auf den Tischen und die überquellenden Aschenbecher, da stand sie langsam auf und griff nach ihrer Handtasche, sah sein Gesicht, seine langen blonden Haare.

»Weshalb ziehen Sie mich wieder in solche Sachen herein«, sagte sie bitter, und dann sah sie seine Augen und mußte lachen. »Geben Sie es doch endlich zu, Sie wollen mit mir schlafen, also auf was warten wir noch, nun kommen Sie schon!«

»Nein«, sagte er, »nicht so!«

»Dann eben nicht«, sagte sie achselzuckend, drehte sich um und ging zu ihrem Wagen, stieg ein und fuhr langsam vom Parkplatz. Jetzt, in der Nacht, waren die Straßen menschenleer, und sie sah die Lampen hinter den Gardinen und in manchen Fenstern das blaugrün schimmernde Licht von den Bildschirmen. In einer Allee sah sie die Bäume dunkel vor einem dunklen Himmel, und als sie über den Gehweg zu ihrer Garage fuhr, stand sein VW unbeleuchtet ein paar Meter neben dem Garagentor. Sie hielt an, stieg aus und ging zur Garage, schloß das Tor auf und klappte es hoch, ging zum Wagen und fuhr ihn in die Garage, legte den Rückwärtsgang ein und fuhr rückwärts wieder aus der Garage, bremste und fuhr wieder in die Garage, schaltete und fuhr wieder zurück, wechselte den Gang und fuhr

wieder an, ließ den Motor aufheulen und fuhr in die Garage, bis sie ihn neben dem Garagentor sah. »Verrückt geworden?« fragte er leise, und sie antwortete mit einer Stimme, die sie selbst nicht kannte.

»Nein! – Warum?« und dann schrie sie fast: »Oh Gott, einmal nur, einmal nur etwas erfahren, was mehr ist als eine Wiederholung längst gelebten Lebens!«

Sie lag halb aufgerichtet, den Kopf in die rechte Hand gestützt. In der anderen Hand hatte sie eine Zigarette, und sie beobachtete den dünnen Rauchfaden, der fast senkrecht zur Decke stieg. Er lag auf dem Rücken, hatte die Augen geschlossen, dann drehte er sich zu ihr.

»Na«, sagte sie, »bist du jetzt zufrieden?«

Er antwortete nicht gleich, sah sie an und drehte sich von ihr weg. Sie legte die Hand behutsam auf seine Schulter.

Zwischen zwei der hohen Kastanien auf dem Kirchenvorplatz hing ein Stofftransparent, große schwarze Buchstaben auf weißem Grund. »Kein weiteres Atomkraftwerk an der Weser!« las sie, und das machte sie wieder nachdenklich. Kein weiteres Atomkraftwerk, das ließ an andere Kraftwerke denken, die längst Strom produzierten und Flüsse aufheizten und in denen Uran zu radioaktivem Atommüll verglühte. Als ob man einen fahrenden Zug aufhalten könnte, dachte sie, aber da kam Michael vom Kleinlastwagen und brachte die Holzkreuze, gab ihr und der Sozialarbeiterin ein Kreuz, lehnte sein Kreuz an den Informationsstand und lief zum Wagen zurück, kam mit drei großen Leinentaschen wieder, an die er ungeschickt schmale Stoffstreifen genäht hatte, an denen man die Tasche über die Schulter oder um den Hals hängen konnte.

»Jetzt brauchen wir nur noch die Handzettel«, sagte er, »die verteilen wir aus der Tasche, weil wir ja nur eine Hand frei haben. Mit der anderen müssen wir das Holzkreuz festhalten. Und immer daran denken, was auch passiert, wir dür-

fen uns nicht provozieren lassen! Ich habe unseren Rundgang bei den zuständigen Behörden angemeldet und den Informationsstand ebenso!«

Er nahm Handzettel, die in hohen Stapeln auf dem Tisch unter dem Transparent lagen, und packte sie in die Leinentaschen, hängte erst der Sozialarbeiterin eine Tasche um den Hals und dann Christiane, für einen Moment war er ihr ganz nahe und sie hätte ihn am liebsten geküßt, aber da bückte er sich schon nach seiner Tasche und hängte sie über die Schulter, stülpte sich die Gasmasken vor das Gesicht und legte sein Holzkreuz über die Schulter. »Atomstrom – Nein danke!« las Christiane und griff nach ihrem Kreuz und im selben Augenblick nahm sie die Menschen wahr, die sich angesammelt hatten, kleine Gruppen, die neugierig zusammenstanden und sie hörte Gespräche, Wortfetzen, bissige Bemerkungen; Äußerungen, von denen Kenntnis zu nehmen sie sich weigerte. Langsam gingen sie die Klosterstraße entlang und dann die Weserstraße, schoben sie sich an den Schaufenstern vorbei auf der Kreuzstraße, zogen sie die Wallgasse entlang und den Dingelstedtswall. Vorbei an alten Häusern und Neubauten, an rohen Ziegelmauern und reich verzierten Fachwerkfassaden, in jeder Fassade ein Schaufenster. Schaufenster von Herrenbekleidungsgeschäften und von Läden für teure Damenkleidung, von Optikern, Drogerien. Vorbei an Konditoreien und Gaststätten, den Läden von Juwelieren und Möbelschäften, vorbei am Rathaus am Marktplatz, das eigentlich aus zwei Häusern bestand, aus dem 16. Jahrhundert stammte, und dann langsam wieder zurück zur Klosterstraße über den Dingelstedtswall, die Wallgasse entlang und dann die Kreuzstraße und dann wieder zum Marktplatz mit dem alten Rathaus. Langsam ging sie neben Michael und verteilte Handzettel, wie er und die Sozialarbeiterin Handzettel verteilten, nahm sie Handzettel einzeln einen nach dem anderen aus der Leinentasche, ging sie auf wildfremde Menschen zu und hielt ihnen die Zettel hin. Männer und

Frauen, die ihr die Zettel aus der Hand nahmen und sie einsteckten oder wegwarfen, Männer und Frauen, die zur Seite wichen, wenn sie auf sie zu ging, ihre ausgestreckte Hand mit dem Zettel einfach übersahen oder sich unwillig abwandten, während sie dicht an ihr vorbei gingen. Die Frauen waren mit ihren Einkaufstaschen unterwegs oder trugen die großen Tragetaschen der Boutiquen und Modehäuser oder des Kaufhauses, das nahe am Fluß lag und nicht weit von der alten Brücke, über die sie in die Altstadt gefahren waren. Langsam gingen sie durch die Ritterstraße und die Brennerstraße und die Bäckerstraße, Straßen, deren Bild noch mehr von den alten Häusern geprägt war, und auch hier waren Passanten, die sich dicht gedrängt an Schaufenstern vorbei schoben, vor Schaufenstern Gruppen bildeten oder sie unbeachtet ließen. Längst stand die Sonne hoch, längst schwitzte sie unter dem Plastik-Kittel, längst klebte ihr Pullover feucht vom Schweiß an ihrer Haut, und immer wieder griff Christiane in die Leinentasche, holte einen Handzettel aus der Tasche und versuchte, ihn loszuwerden, diese gleichförmige Bewegung ihrer rechten Hand, während die linke das Holzkreuz festhielt, eine linke Hand, die inzwischen schmerzte, wie ihre Schulter, gegen die der Längsbalken des Kreuzes drückte, immer wieder winkelte sie ihre rechte Hand an und schob sie in die Tasche, griff sie nach einem Handzettel und gab ihn weiter, es kam ihr vor, als ob alle 11.000 Einwohner der kleinen Stadt unterwegs wären, um am Samstagvormittag einzukaufen. Längst hatte sie aufgehört, die Gesichter der Passanten zu betrachten, längst unterschied sie nicht mehr zwischen belustigten und ernsten Gesichtern, versuchte sie nicht mehr herauszufinden, ob ein Fußgänger Gleichgültigkeit erkennen ließ oder Interesse, Spott oder Anteilnahme, und nur wenn sie gelegentlich Betroffenheit zu erkennen glaubte, betrachtete sie ein Gesicht genauer, aber das geschah nur selten, einmal, höchstens zweimal bei jedem der Rundgänge, die sie nur von Zeit zu Zeit am Informationsstand unterbrachen,

wenn sie sich wieder Handzettel holen mußten, weil die Taschen leer geworden waren; die einzigen kurzen Pausen, die sie sich gestatteten, Augenblicke, in denen Michael seine Gasmasken abnahm und sich den Schweiß vom Gesicht wischte, bevor sie den nächsten Rundgang begannen, über die Klosterstraße und die Weserstraße und die Wallgasse und die Kreuzstraße und den Dingelstedtwall und die Ritterstraße und die Brennerstraße und die Bäckerstraße und wie die Straßen alle hießen. Irgendwann hörte Christiane auf, die Fußgänger als Fußgänger wahrzunehmen und die Schaufenster als Schaufenster und die Straßen als Straßen, irgendwann wurde für sie alles zu einem breiigen Strom, der sich langsam bewegte und durch den sie glitt, mal gegen die Strömung und mal mit der Strömung. Ein Strom, der Strudel bildete, sich vor den Eingängen des Kaufhauses staute und vor Verkehrsampeln. In dem sie langsam vorwärtsging mit immer derselben Bewegung, dem Griff in die Tasche, dem Heben und Ausstrecken der Hand mit dem Handzettel. Längst hatte sie sich an den Schweiß auf der Haut gewöhnt, spürte sie ihre Fußsohlen nicht mehr, dachte sie nicht mehr wie beim ersten Rundgang daran, daß sie besser andere Schuhe angezogen hätte, längst war ihr Gesicht nicht mehr krampfhaft verzerrt unter der Schminkschicht, und sie fühlte sich wie befreit von ihren Ängsten und Befürchtungen, die sie sich nur selten eingestand. Ihr Alter, der Umstand, daß sie ihr Leben mitunter für verfehlt gehalten hatte, nachts, wenn sie allein im Bett gelegen hatte und nach einem Spaziergang oder einem Konzertbesuch, die Sorge, mit der sie sich manchmal ihr Leben in zehn Jahren vorgestellt hatte, als Fünfundvierzigjährige, alles wurde belanglos. Was kümmerte sie ihr Alter und nachts war sie nicht mehr allein, und was ihre Zukunft betraf, so würde sich auch da zum richtigen Zeitpunkt alles regeln. Sie verhielt sich ja sinnvoll, sie lebte mit einem jungen Mann zusammen, dessen Interessen sie teilte und der an ihrem Leben Anteil nahm, und wenn er sie irgendwann

einmal betrügen sollte mit einer Jüngerin, meine Güte, dachte sie, ich bin doch kein Kind mehr, da wird die Welt nicht untergehen. Und so ging sie neben der Sozialarbeiterin und neben Michael, zu dem sie von Zeit zu Zeit hinüber sah und dessen Augen sie hinter den Gläsern der Gasmasken zu erkennen glaubte, und wenn sie Beschimpfungen hörte und Zweifel an ihrem Geisteszustand zwischen den Fassaden der alten Häuser verhallten, ging sie noch dichter neben ihm und hätte sich bei ihm eingehängt, wenn die Tasche nicht gewesen wäre und der Kittel und das Holzkreuz, um das sich ihre linke Hand krallte, damit es nicht von der Schulter rutschte. »Lieber aktiv als radioaktiv« hatte er mit großen Druckbuchstaben auf ein Stück Pappe geschrieben und die Pappe mit Reißzwecken an den Querbalken ihres Kreuzes geheftet, aber sie hätte auch alles andere durch die Stadt getragen, wenn er es wollte, denn sie mochte ihn und es war inzwischen so weit mit ihr gekommen, daß sie nicht mehr für unvernünftig halten konnte, was er für vernünftig hielt. Sie ging vorsichtig um mit dem Wort Glück, aber wenn sie eine ehrliche Auskunft geben wollte über ihren Gemütszustand, sie hätte sagen müssen, daß sie sich lange nicht so glücklich gefühlt hatte wie jetzt als Leiche.

## Aus »Büro Büro«

### Kaputt 4

»Freude schöner Götterfunken, Tochter vom Gymnasium«:  
So oder ähnlich dröhnte es aus den Lautsprechern in  
Brockstedts Büro, weil ihm nur dieses Stück aus dem Ge-  
samtwerk des göttlichen Ludwig van B. für die Vorberei-  
tung des Chef-Geburtstags geeignet erschien.

Was macht ein Mann wie Brockstedt, wenn er mit einer  
wichtigen Aufgabe betraut wird? Natürlich, richtig geraten:  
Er überträgt die Erledigung der Aufgabe an einen anderen,  
der sich nicht oder nur schlecht dagegen wehren kann.

»Frau Schneider??? – Kommen Sie doch mal zu mir!«

Weil Ludwig van B. gerade in tiefen Bässen gründelte und  
Brockstedts Stimme mitunter (besonders im Zustand der  
Erregung) eunuchenhafte Höhen zu erklimmen vermag,  
hörte Frau Schneider im Vorzimmer sein unheimliches  
Rufen, und sie sah erstaunt auf ihre Armbanduhr. Weil a)  
Brockstedt seinen Morgenkaffee längst getrunken hatte, b)  
die Zeit für den Mittagskaffee noch nicht gekommen war,  
betrat sie Brockstedts Büro mit einem überraschten, fra-  
genden Blick und traf ihren Chef und Gebieter dirigierend,  
seine Arme im Rhythmus Beethovens schwingend, hinter  
seinem Schreibtisch an.

»Die Sache ist so!« begann Brockstedt. »Herr Lurzer  
wünscht, das heißt, ich wünsche das natürlich auch, also,  
wir wollen seinen 50. Geburtstag ganz groß im Kreise der  
ganzen Belegschaft feiern!«

»Also einen Saal mieten und ein Orchester verpflichten und  
alle Mitarbeiter zu Speisen und Getränken einladen?« fragte  
Frau Schneider freudig überrascht.

»Nicht doch, nicht doch!« sagte Brockstedt. »Also das  
heißt, im Prinzip ja, aber nein, das heißt nicht so! Kapiert?«

»Nein!«

»Ich seh' schon«, sagte Brockstedt. »Ich muß mich um alles selber kümmern! Natürlich keinen Saal mieten, sondern in der Kantine feiern, und die Speisen und Getränke, nun ja, ich hatte an Mettbrötchen und Freibier gedacht! Für alle unter achtzehn natürlich Limonade! Und was die Musik betrifft, wir haben doch da diese begabte Stenotypistin, diese Neammer oder so, die kann unserem Chef doch eins singen!«

»Die wird uns eins pfeifen!« sagte Frau Schneider.

»Ja!« sagte Brockstedt. »Was? Also nein! Ich meine, ja! Die wird Herrn Lurzer ein Ständchen bringen! Und die Mitarbeiter werden für Geschenke sammeln, die nimmt Herr Lurzer natürlich nicht an, sondern die werden in einer Tombola unter den Mitarbeitern verlost! Lustig, nicht?«

»Nein!« sagte Frau Schneider.

»Herr Lurzer wünscht das aber so!«

»Was? – Ja, dann wird das natürlich so gemacht!«

»Sag' ich doch!« sagte Dr. Brockstedt. »Und Sie werden das alles organisieren!«

»Nein!« sagte Frau Schneider. »Ich mache das natürlich, wenn Sie darauf bestehen, aber ich halte es für viel besser, wenn wir das einem Festausschuß übertragen!«

Brockstedt kniff seine Augen zusammen und bemühte sich, sehr clever auszusehen:

»Damit wir raus sind, wenn etwas schiefgeht?«

»Ja!« sagte Frau Schneider schlicht. »Und ich weiß auch schon, wer das machen kann. Die Klose und der Brasch!«

»Gut!« sagte Brockstedt zufrieden. »Veranlassen Sie das sofort!«

Frau Schneider ging zur Tür, stellte fest, daß sich Ludwig van B. nur noch tonlos auf dem Plattenteller drehte und sprach jetzt leiser, als sie sich erneut Brockstedt zuwandte:

»Übrigens, weil wir gerade von Frau Klose sprechen! Der Vertrag von Annette Münzberg läuft in zehn Tagen ab! Sollen wir verlängern oder geht Frau Klose auf ihren alten Platz im Schreibzimmer zurück?«

»Weder noch!« sagte Brockstedt. »Die Münzberg können Sie von mir aus woanders hinschicken, und die Klose bleibt in der Buchhaltung!«

»Dann gibt es Ärger mit Frau Hanisch, dem Schreibzimmer, dem Betriebsrat!«

»Eben nicht!« sagte Brockstedt. »Es gibt Kugelkopfschreibmaschinen! Fragen Sie die Damen im Schreibzimmer, was ihnen lieber ist! Kugelkopfmassen oder Frau Klose!«

»Das kann ich Ihnen jetzt schon verraten!«

»Eben!« sagte Dr. Brockstedt. »Deshalb sollen Sie ja die Damen fragen. In solchen Fällen bin ich immer für innerbetriebliche Demokratie!«

Mehr oder weniger schräg geneigter Leser, ich brauche an dieser Stelle nur ein Wort zu tippen: Festausschuß! Der Plan, den Geburtstag Konrad Lurzer groß zu feiern, geriet sofort in die Gerüchtetrommel, wurde geschleudert und erreichte mit der bekannten Windeseile auch die fernsten Winkel der Firma. In der Kantine, in sämtlichen Büros, an den Drehbänken und Schleifmaschinen, wo auch immer Mitglieder der Lurzer-Betriebsgemeinschaft miteinander redeten, machten sie sich über Brockstedts Veranstaltung lustig. Selbstverständlich lehnte es Gaby entrüstet ab, vor den Kollegen und für Herrn Lurzer ihre Stimmbänder zu strapazieren, und sie sagte bei dieser Gelegenheit, das wäre so ähnlich wie Perlen vor antibiotikagespritzte, nützliche und früher einmal genießbare Haustiere zu kippen. Meister Brasch, mit Frau Klose in den Festausschuß gezwungen, knurrte, daß er genug Arbeit habe und ihm Konrad Lurzer völlig gleichgültig sei, ob er nun seinen Geburtstag feiere oder auch nicht. Nur die Aufforderung, Geschenke für den Chef zu sammeln, wurde mit allgemeiner Begeisterung aufgenommen, weil jeder bei dieser Gelegenheit jene Gegenstände loswerden konnte, die er ohnehin bei nächster Gelegenheit der Mülltonne überantworten wollte. Von der

defekten Pocket-Kamera Leclairs bis zu Semmlers Transistorradio mit ausgelaufenen Batterien, von einer tanzenden Zigeunerin in Tempera mit gesprungenem Glasrahmen bis hin zu einer undicht gewordenen Wasserpfeife, die Kollege Watzmann großzügig stiftete, in der Altablage stapelten sich nach und nach die Geschenke für Konrad Lurzers Geburtstag. Als sich die Altablage mehr und mehr in eine Rumpelkammer verwandelt hatte, die selbst der gewinn-süchtigste Altwarenhändler mit allen Anzeichen des Entsetzens fluchtartig verlassen hätte, setzten sich auch erstmalig die Mitglieder des Konrad-Lurzer-Geburtstagsfeier-Vorbereitungs-Ausschusses auftragsgemäß zusammen. Gewiß, bei dieser ersten Tagung im Betriebsbüro einigten sich Frau Klose und Herr Brasch nur, Erbsensuppe und Spanferkel bei einer billigen Großküche zu bestellen, aber, und das ist viel wichtiger als Konrad Lurzers Scheiß-Geburtstag (Originalton Albert Brasch!); bei dieser ersten Sitzung begegneten sich Frau Klose und Meister Brasch zum erstenmal mehr als flüchtig. Und als Meister Brasch bemerkte, wie sorgfältig die in die Buchhaltung versetzte Stenotypistin mit ihren Haaren umging, entflamte in ihm längst für erloschen gehaltenes Feuer. Auch andere haben ihre Macken, aber unsere Firma ist auch in dieser Hinsicht perfekt. Wenn es eine Olympiade für Paranoiker oder psychosomatische Weltfestspiele gäbe, wir könnten sie auf dem Firmengelände austragen, denn kein Betriebsfremder hätte sonderliche Chancen. Ob Gold-, Silber-, Bronze- oder Stanniolmedaille, alle Siegeszeichen und Urkunden blieben innerhalb der unser Firmengelände umfriedenden Ligusterhecke. Was Meister Brasch betrifft, so wäre er unangefochtener Sieger in der Disziplin Allergie.

Andere Menschen haben Heuschnupfen. Albert Brasch hatte seit Geburt Haarschnupfen. Andere flüchten vor Blütenpollen bis nach Helgoland. Brasch war vor weiblichen langen Haaren in die Endkontrolle geflüchtet, dem einzigen vor Frauen halbwegs sicheren Ort in der Lurzer-

Fertigung. Andere schaffen wegen Allergien ihre Katzen ab. Brasch hatte wegen seiner Allergie seine Verlobte abgeschafft. Haare, lange Haare, weibliche Haare, sie ließen ihm bei der geringsten Berührung die Tränen in die Augen schießen, ließen ihn heulen wie eine Luftschuttsirene oder ein Düsenträgertriebwerk, ließen Tränen aus ihm fließen wie ein Wasserfall. Tapfer hatte er von Kindheit an gegen dieses Übel angekämpft. Mutig war er weinend von einer Liebesgeschichte in die nächste geflüchtet. Er hatte Vitamin A und Vitamin E kiloweise geschluckt, hatte sich Histamin- und Antihistaminspritzen in seinen Körper jagen lassen, bis dieser ausgesehen hatte wie ein ziemlich zerlöcherter Schweizer Käse. Seine Verlobte hatte Kopftücher getragen und Hüte, das hatte die Verlobung überhaupt erst möglich werden lassen, aber dann, in der Vorschuß-Nacht, der Nacht vor der Hochzeit, hatte die Unglückselige alle Hüllen und also auch die Hüllen ihrer Haare fallenlassen. Brasch hatte ihre langen Haare im Gesicht gespürt, die Tränen waren in ihm aufgestiegen, er hatte sich gejuckt und gekratzt, bis seine Verlobte endlich glaubte, was er ihr schniefend und triefend am Anfang ihrer Beziehung gestanden hatte und was sie mit Kopftüchern zu verdrängen versucht hatte, wirklich, sie hatten alle beide versucht, was sie konnten, aber es half nichts; ohne Rücksicht darauf, daß jetzt Braschs Verlobte zu triefen und schniefen begann, er konnte es ihr nicht zumuten, sich sämtliche Haare entfernen zu lassen, und er löste die Verlobung konsequent noch in der Nacht vor der Trauung, was wiederum beweist, wie gut Meister Brasch in unsere Firma paßt:

Es kommt nicht auf die Schnelligkeit  
einer Entscheidung an,  
sondern ausschließlich auf ihre Richtigkeit.  
Dr. Herbert Brockstedt ppa.

Muß ich hier besonders erwähnen, wie angenehm es für Frau Klose war, als sie feststellen konnte, wie sorgfältig Meister Brasch darauf achtete, ihren Haaren nicht zu nahe zu kommen? Muß ich umständlich ausmalen, wie freudig ihr Herz klopfte, als er ihr vorschlug, doch bei der nächsten Zusammenkunft des Festausschusses ein Haarnetz oder, besser noch, ein Kopftuch zu tragen? Selbstverständlich hatte sie bei den nächsten der Vorbereitung dieser Geburtstagsfeier dienenden Zusammenkünften ihre Haare nahezu hermetisch vor der stickigen Büroluft abgeschottet, und als es bei einem weiteren Treffen darum ging, die für Konrad Lurzer gesammelten Geschenke einzupacken, ahnte Irmgard schon, was für sämtliche anderen Mitglieder der glücklichen Firmenfamilie längst Gewißheit war: »Was meinst du, Hansi?« fragte sie vorsichtig eines Abends ihren Wellensittich. »Ob es für mich alte Frau noch schicklich ist, es doch noch mal mit einem Herrn zu versuchen?« Der Wellensittich hatte von einer Beziehung zwischen Frau Klose und Meister Brasch nichts Nachteiliges zu befürchten, und er hatte auf eine Art und Weise gezwitschert, die Frau Klose als Zustimmung interpretierte. »Sehr gern!« sagte Frau Klose deshalb, als Meister Brasch sie zu einer Tasse Kaffee und einem Stück Schwarzwälder Kirschtorte einzuladen versuchte. »Aber machen Sie sich keine falschen Vorstellungen. Ich bin und bleibe eine anständige Frau!«

[...]

Frau Schneider riß die Tür zu seinem Zimmer auf, eilte zum Plattenspieler, stoppte Karl Böhm und wandte sich dann an Brockstedt. »Da bereiten sich ungeheure Ereignisse vor!« sagte sie. »In der Belegschaft ist eine Stimmung...« »Na und?« sagte Brockstedt. »Was kümmern mich Stimmungen in der Belegschaft!« »Es hat aber mit der Geburtstagsfeier zu tun!« »So?«

»Ja!«  
»Und was ist mit dem Geburtstag unseres Chefs?«  
»Diese Feier!« sagte Frau Schneider. »Ich habe den Eindruck, daß die meisten Mitarbeiter an der Feier nicht teilnehmen wollen!«  
»Was?« sagte Brockstedt. »Na hören Sie mal! Das ist... das ist... ein Zwergenaufstand ist das!«  
»Ja!« sagte Frau Schneider. »Und die wollen deshalb nicht kommen, weil Sie mich zu Frau Klose geschickt haben! Das wäre Mißtrauen und schlechtes Betriebsklima!«  
Brockstedt schob die Prospekte zur Seite.  
»Das ist... eine Unverschämtheit ist das! Holen Sie sofort den Stenoblock! Ich werde eine Anweisung diktieren! So was! Die denken doch nicht etwa, die könnten machen, was sie wollen!«

Rundschreiben PA 114 Fei/-II/13

Liebe Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter!

Aus dem gegebenen Anlaß der Feier unseres von allen verehrten Chefs (streichen: Ich meine natürlich aus Anlaß der Feier des Geburtstags unseres von allen verehrten Chefs) weise ich darauf hin, daß die Teilnahme an dieser Feier selbstverständlich freiwillig ist, was natürlich keinesfalls bedeutet, daß es nicht mein außerordentlicher und dringender Wunsch ist, daß sämtliche Mitarbeiter unserer Firma an dieser nicht zuletzt auch der Pflege des Betriebsklimas und der Festigung der Zusammenarbeit dienenden Veranstaltung teilnehmen und diese Teilnahme sozusagen trotz ihrer Freiwilligkeit als vornehmste Pflicht aller Mitarbeiter aufgefaßt werden muß.

Dr. Herbert Brockstedt ppa.

»Damit auch alle länger bleiben, schickt Brockstedt dieses Rundschreiben!« erklärte ich in sämtlichen Büros, als ich (wegen der Eile) das von Frau Schneider durch die Vervielf-

fältigungsmühle gejagte Schreiben persönlich verteilte und dabei wieder einmal durch alle Abteilungen der Firma lief. Ich drückte es den Männern im blauen Overall an den Maschinen in der Fertigung in ihre ölverschmierten Hände, ich trug es in die Packerei und ließ die zweideutigen Bemerkungen der dort beschäftigten weiblichen Arbeitskräfte über mich ergehen. Ich lief in die Büros des Außendienstes und legte Brockstedts Ukas den Mitarbeitern im Verkauf Inland und Ausland auf den Tisch. Ich tat einmal mehr, was ich konnte. Auch wenn mir Zweifel am Interesse an der Feier des Wiegenfestes unseres Arbeitgebers (der eigentlich unsere Arbeit nimmt und von ihrem Erlös seine Jagd und seine Villa im Grüngürtel unserer Stadt finanziert) bei dieser Gelegenheit nicht nur vage aufdrängten, mit dem Ergebnis Brockstedts und meiner Bemühungen hätte auch ich nicht gerechnet. Am Tage der Geburtstagsfeier war alles wohl bestellt. In der Kantine waren die Tische weiß gedeckt. Hinter der Essensausgabe, wo uns sonst Hilfskräfte nach Pappe schmeckende Kantinen-Gerichte lieblos auf die Teller klatschten, harrten weißgekleidete Küchenchefs mit noch weißeren hohen Kochhauben der Gäste. Frau Klose und Meister Brasch hatten die Geschenke für Herrn Lurzer liebevoll verpackt. An der Stirnwand des Raumes stand ein Rednerpult, das mit einer grünen Girlande verziert war. Wie gesagt, alles war bestellt, und zwar zum besten. Wenn ich an das lieblich duftende Spanferkel denke, zu dessen Kauf Frau Klose Brackstedt trotz seiner Sparsamkeit überreden konnte, wenn ich an die drei Fässer mit kühlem Bier denke, ach, das Fleisch war willig, aber der Korpsgeist der Mitarbeiter war schwach.

Nicht etwa, daß sie bei Dienstschluß die Arbeitsplätze ostentativ verlassen hätten. O nein: Klammheimlich und mit stiller Freude hatten sie sich ab halb vier durch die Hinterausgänge davongestohlen, waren schon nach der Mittagspause unauffällig verschwunden, und so ergab es sich, daß Brackstedt pünktlich mit seinem vom Angstschweiß nassen

Manuskript jener Rede, mit der er Herrn Lurzer ehren wollte, in der Kantine auftauchte, die gähnende Leere dortselbst aber durch die Anwesenheit von Frau Klose, Meister Brasch, dem ängstlichen Albin Thieme und mir nur unzulänglich gemildert wurde.

Brackstedt strich sich mit der flachen Hand über seine (Lampenfieber!) verschwitzte Stirn.

»Wach' ich oder träum' ich?« fragte er Frau Schneider, die wie immer bei solchen Gelegenheiten neben ihm stand.

»Das kann doch nicht wahr sein!«

Frau Hanisch betrat mit energischen Schritten die Kantine.

»Es tut mir leid, Herr Brockstedt!« begann sie ihre Ausführungen. »Aber im Namen des Betriebsrats muß ich erklären, daß wir wilde Streiks nicht ausschließen können, wenn Mitarbeitern der Firma aus ihrer Nichtteilnahme an dieser Veranstaltung Nachteile erwachsen sollten!«

»Das ist doch...« sagte Brockstedt und tastete über die Stelle seines dunklen Anzugs, unter der sich seine Brieftasche und sein Herz befanden.

»Ja!« sagte Frau Hanisch. »Das ist!«

»Frau Schneider!« sagte Brockstedt. »Gehen Sie bitte sofort zu Herrn Lurzer! Es tut mir außerordentlich leid, aber die geplante Feier kann leider nicht stattfinden!«

»Und was geschieht jetzt mit dem Spanferkel und den Geschenken?« fragte Frau Klose. Wenn Brockstedts Blicke töten könnten, die Allgemeine Ortskrankenkasse und die Landesversicherungsanstalt für Angestellte hätten viel Geld gespart. Denn so freundlich sich Brockstedt auch gegenüber Frau Klose verhielt, so sehr er ihren Einsatz in der Buchhaltung lobte, im tiefsten Grunde jenes Organs, das wir mit Fug und Recht nach den Operationen Prof. Barnards auch bei Brockstedt nicht mehr als Sitz der Seele ansehen können, hatte er seine Entscheidung, die auf den vorzeitigen Rentenantrag Frau Kloses hinauslief, längst getroffen. Aber bevor ich mich diesem Komplex zuwende,

muß ich Luther abwandeln: Hier sitze ich, ich kann nicht anders:

Feiern aus Anlass mit der Firma  
zusammenhängender freudiger Ereignisse  
sind allen Mitarbeitern stets Willkommen,  
sofern sie während der Arbeitszeit stattfinden.  
4. Schmidtsches Gesetz

Aus »Kandinsky oder ein langer warmer Sommer«

*Vorwort des Herausgebers*

Die Entdeckung der Kandinsky-Papiere

*Im Februar dieses Jahres bat mich der auf der kanarischen Insel Teneriffa wie ich ansässige Bananengroßhändler Salvador de Madariaga in sein an der Straße zwischen Puerto de la Cruz und der kleinen Ortschaft Los Realejos gelegenes Büro. Er zeigte mir dort einen Stapel Papier, den das Druckwerk seines Textverarbeitungsgeräts plötzlich ausgespuckt hatte, obwohl, wie er mir erklärte, weder seine Angestellten noch er dieses Gerät benutzt hatten. Wenngleich ich Madariagas Vermutung bestätigen konnte, daß der ihm völlig unverständliche Text in deutscher Sprache abgefaßt war, mußte ich ihn jedoch insoweit enttäuschen, als er sich von mir Hinweise auf einen unbefugten Benutzer des Geräts versprach, den er hätte zur Verantwortung ziehen können.*

*Obwohl das für die spanische Sprache bestimmte Textverarbeitungsprogramm der Maschine die Lesbarkeit erheblich erschwerte, gelangte ich schon nach einer nur oberflächlichen Prüfung des Textes zum Ergebnis, daß er nicht von einem Menschen, sondern von einem Graupapagei geschrieben sein mußte. Dieser Graupapagei (Spezies *Psittacus erithacus erithacus*) behauptete jedenfalls auf den eng beschrifteten Blättern, zufällig die hochmoderne Bildschirmschreibmaschine entdeckt zu haben. In seinem Prolog kündigte er seinen Vorsatz an, auf dieser Maschine niederschreiben zu wollen, was er während eines halben Jahres in Deutschland erlebt hatte, weil es das einzige wäre, das er dem Tod entgegensetzen könne. Selbstverständlich war der Bananengroßhändler mit meiner Auskunft nicht zufrieden. Er sah mich skeptisch an und fragte, ob ich möglicherweise zuviel Calvados getrunken hätte.*

[...]

Alleinzusein ist für unsereinen, der gewohnt ist, zusammen mit anderen zu leben, schrecklich. Die erste Woche langweilte ich mich so sehr, daß ich wieder Federn zu fressen begann. So interessant der Garten hinter dem Haus war, in dem Bäume und Sträucher so wuchsen, wie sie wollten, auch für mich waren Schneeglöckchen, Weidenkätzchen und Krokus kein Programm für den ganzen Vormittag. Erfreulicherweise gelang es mir hier aber bald, die Situation gründlich zu verändern, weil ich klug und umsichtig handelte, als Käthe und Rudolf wider Erwarten erkennen ließen, daß sie gelegentlich vom Reinlichkeitswahn befallen wurden.

»Jetzt ist Kandinsky schon vierzehn Tage hier!« begann Rudolf eines Abends plötzlich. »Meinst du nicht, daß wir mal für Sauberkeit sorgen müssen?«

»Ich habe jeden Samstag den Sand ausgewechselt!« sagte Käthe. »Ich rede nicht vom Käfig! Ich rede von Kandinsky!« brummte Rudolf.

O Gott, o Gott, ich ahnte schon, was kommen würde. Rudolf und Käthe kamen die Treppe hoch, öffneten die kleine Gittertür meines Käfigs und sahen mich bittend an. »Komm raus, Kandinsky!« sagte Käthe. »Bitte, komm raus!« »Du kommst sofort raus, verdammt noch mal!« sagte Rudolf. Natürlich blieb ich auf der Stange sitzen und zeigte ihnen möglichst freundlich, wie kräftig mein Schnabel ist. »So kriegen wir ihn nie!« stellte Rudolf fest. Er öffnete Käthes Kleiderschrank, nahm ein Kleid vom Bügel und drückte mir den Kleiderbügel so geschickt vor meinen Bauch, daß ich nicht anders konnte. Ich setzte erst einen Lauf auf den Kleiderbügel, dann den anderen, schwupp, schon hoben sie mich auf dem Bügel aus dem Käfig und trugen mich die Treppe hinunter. Eine grüne, für Blumen bestimmte Gießkanne, gefüllt mit lauwarmem Wasser, stand für mich bereit. Die sollen duschen, wen sie wollen! dachte ich, beschimpfte sie wütend und hackte mit dem Schnabel nach der Gießkanne, aber was kann man gegen Gewalt

schon ausrichten? Ein widerlicher synthetischer Tropenregen ergoß sich über mein Gefieder, naß und hilflos wurde ich in den Käfig zurückgebracht. Ich zitterte vor Wut und versuchte, meine Verachtung für derlei unwürdige Prozeduren durch eisiges Schweigen auszudrücken, bis mich blitzartig der Strahl einer kräftigen Erleuchtung traf. Käthe hatte die Tür meines Käfigs geöffnet, indem sie einen kleinen Riegel zur Seite schob. Was sie konnte, würde auch ich schaffen, wenn ich nur genügend übe. Von jenem Badetag an interessierte mich der Garten nicht mehr. Kein Gedanke daran, jetzt noch Federn zu fressen! Der kleine Riegel an der Käfigtür war es, dem meine ganze Aufmerksamkeit galt. Leider konnte ich mich nur am Vormittag mit ihm beschäftigen, weil ich keine Aufmerksamkeit erregen wollte, aber diese Vormittagsstunden nutzte ich gründlich. »Verdammtes Mistvieh!« beschimpfte ich den Riegel, und als er endlich dem Druck meiner Krallen wich, krächzte ich laut Triumph. Zum ersten Mal in diesem Leben begriff ich, daß selbst eine solche Niedertracht wie ein gemeines, durch Gewalt erzwungenes Vollbad mit Vorteilen wie der Erkenntnis eines Wegs zu mehr Freiheit verbunden sein kann. Darf man da noch von Niedertracht sprechen? Ich öffnete die Käfigtür und kletterte aus dem Käfig auf sein Dach. Wieder krächzte ich Triumph.

Ich breitete meine Flügel aus, und es geschah: nichts! Ich breitete meine Flügel aus, nahm kurzen Anlauf, und es geschah: abermals nichts! Ich trat an den hinteren Rand des Käfigs, rannte nach vorn und breitete meine Schwingen aus – und fiel wie ein Federball in die Tiefe! Ohne den weichen Schafwollteppich hätte die riesige graue Katze verdammt gute Chancen gehabt, mich zu erwischen. So aber saß ich nur verdutzt auf dem Teppich, betrachtete ungläubig meine Flügel, die mich in Afrika immer so gut getragen hatten, und erschrak. Meine kräftigen Schwingen, meine großartigen Arm- und Handschwingenfedern waren beschnitten. Die Tierpfleger, dachte ich. Während der Quarantäne, als

ich von den Spritzen benebelt ums Überleben gekämpft hatte, mußten sie meine Ohnmacht ausgenutzt und mir meine Möglichkeiten in der dritten Dimension genommen haben. Ich gebe es zu, daß ich in dieser Situation, als mein Traum vom ruhigen Gleitflug hinab in Rudolfs Arbeitszimmer zum plumpen Fall einer belebten Kugel auf einen Teppich wurde, erstmalig nahe daran war, aufzugeben. Was nutzt einem Vogel noch das Leben, wenn er nicht mehr fliegen kann? Und wie einfach ist es für unsereinen, der riesigen grauen Katze ein Stück entgegenzugehen, indem man einfach nicht mehr frißt! Dann aber, als ich mich vom Schreck des Absturzes zu erholen begann, stieg eine Einsicht in mir hoch, die mich wie eine neue, diesmal allerdings trockenere Erleuchtung traf. Auch ein Vorteil wie meine Fähigkeit, die Käfigtür zu öffnen, war mit einer ausgesprochenen Niedertracht verbunden: nämlich mit der Einsicht in die Beschränktheit der eigenen Möglichkeiten. Kann man da noch von Vorteilen sprechen? In diesem Augenblick sah ich, daß Käthe vergessen hatte, das Glas mit Erdnüssen zuzudecken, und ich beschloß, mich dem nahestehendsten zuzuwenden. Deine Krallen und dein Schnabel sind auf alle Fälle noch in Bestform, überlegte ich, als ich den Rand des Erdnußglases erklommen hatte, und als die ersten Erdnußschalen daneben lagen, krächzte ich zufrieden. Es hätte schlimmer kommen können. Langsam überquerte ich den Teppich in unserem Zimmer, kletterte draußen auf das Treppengeländer und rutschte auf dem Handlauf in Rudolfs Arbeitszimmer. Jetzt sah ich mir die Bilder und Bücher an den Wänden genauer an. Ich kletterte das Bücherregal hinauf, wo ich mich durch einen Buchdeckel zu bedrucktem Papier vorarbeitete. Buchstabe nach Buchstabe nahm ich auf, Seite nach Seite fraß ich in mich hinein, A: An object shaped like A! The symbol for argon! A grade first in quality! The sixth tone or note in the scale of A minor! Das waren die ersten vier Zeilen, die ich las. Was soll ich sagen – die Augen gingen mir über, ich turnte

von Zeichen zu Zeichen, von Wort zu Wort, ich flog von Satz zu Satz. Damals entdeckte ich die Geheimnisse der Sprache, die mir heute so selbstverständlich geworden sind. Mit beschnittenen Schwingen flog ich und erreichte Höhen, von denen ich zuvor nicht zu träumen gewagt hätte. Vorbei die Einsamkeit des Vormittags! Sobald Käthe und Rudolf das Haus verlassen hatten, öffnete ich die Käfigtür, watschelte über den Teppich, rutschte die Treppe hinunter, kroch das Bücherregal hinauf und fraß die Bücher nur so in mich hinein. Gegen Mittag mußte ich mich widerwillig von den Büchern lösen und in meinen Käfig klettern, dessen Tür ich jedesmal wieder sorgfältig hinter mir schloß. Wirklich, lesen bildet ungemein.

Seltsam, diese Menschen! Kaum hatte ich mir ein Stück Freiheit erkämpft, da machten sie sich auch schon Sorgen, daß ich es mißbrauchen würde. Sie entwickelten plötzlich ein völlig unnatürliches Verhältnis zu Fenstern und Türen, um die sie sich zuvor kaum gekümmert hatten. »Bist du wahnsinnig, das Fenster so weit aufzumachen?« schrie Käthe, wenn Rudolf auch nur ein schmales Oberlicht geöffnet hatte, durch das der Rauch seiner Zigaretten abziehen sollte. »Paß doch auf, Kandinsky ist gerade in der Küche!« warnte Rudolf, wenn Käthe ihren Trenchcoat anzog und die Haustür öffnete, weil sie beispielsweise einkaufen gehen wollte. So ein Unsinn! – Ich hatte genug zu fressen, ich fror nicht. Ich besaß ein hinreichend großes Stück Freiheit, hatte Menschen um mich, die mir gefielen. Nur ein Dummkopf denkt unter solchen Umständen an Flucht. Selbst wenn man mir einen Flug erster Klasse zurück nach Afrika angeboten hätte, ich hätte ihn abgelehnt. Was interessierten mich noch Mangroven! Was interessierte mich Afrika! Mein Interesse an Menschen wuchs von Tag zu Tag, und ich wollte so viel wie möglich über sie herausfinden. Wie völlig unterschiedlich sie sich verhalten konnten, erlebte ich schon wenige Tage später, als Kunstprofessoren

der Fachhochschule in unserem Hause über die Annahme oder Ablehnung von Studenten berieten, die im Sommersemester ihr Studium beginnen wollten.

Wichtige Ereignisse werfen ihre Schatten voraus. Nahezu einen ganzen Tag lang hantierte Käthe mit Staubsauger, Putzlappen und Aufwischtüchern im Arbeitszimmer. Mißvergnügt hockte ich in meinem Käfig, aber der Käfig hing wenigstens an einem der Äste der Metallplastik, und seine Tür war geöffnet. Käthe hatte begriffen, daß ich gar nichts gegen Käfige hatte, solange ich sie jederzeit verlassen konnte. Am Nachmittag brachten dann Studenten zahlreiche Mappen mit Zeichnungen, Skizzen und Grafiken, und Lieferanten eines Weingutes schleppten drei Kartons ins Haus. Am Abend, als Käthe ein Feuer im Kamin angezündet hatte, das mich schon um die Kunstwerke der Studienbewerber fürchten ließ, kamen zusammen mit Rudolf zwei weitere Männer ins Haus.

»Schlecht«, sagte Professor Granitzki, ein kleiner, vielleicht sechzig Jahre alter Mann, der Kunstgeschichte unterrichtete. »Ich habe noch nie so ausgesprochen schlechte Arbeiten von Studienbewerbern gesehen!«

»Ist es nicht wunderbar«, sagte der nicht viel jüngere Professor Burrmöller, »daß sich noch immer junge Menschen für eine so unsichere Existenz wie die des Künstlers entscheiden?«

»Nun sehen wir uns die Mappen doch erst einmal in Ruhe an!« sagte Rudolf und zog den Korken aus der ersten Flasche Wein. »Köstlich!« sagte Burrmöller, als er den ersten Schluck aus seinem Glas probierte. »Ich habe lange nicht einen so guten Chablis getrunken.«

»Glauben Sie?« fragte Granitzki und fischte winzige, selbst für meine scharfen Augen unsichtbare Korkenstückchen aus seinem Glas. »Leicht säuerlich! Ich finde den Wein leicht säuerlich!« Rudolf zuckte mit seinen Schultern und öffnete die erste Grafikmappe.

»Schlecht!« sagte Granitzki, bevor er auch nur das erste Blatt genau betrachtet hatte. »Diese Bewerberin wagt es, zu dieser Zeit in einer wohl für phantastisch-realistisch gehaltenen Mischtechnik eine Art Dschungel aufs Papier zu bringen!«

»Es ist noch keine Arbeit des Bewerbers!« sagte Rudolf leise. »Er hat nur die Reproduktion eines auch mir nicht bekannten Rousseau als Schutzblatt vor seine Zeichnungen gelegt!« »Hab ich mir gedacht!« sagte Granitzki. »Schmückt sich auch noch mit fremden Federn!«

Flasche um Flasche wurde geöffnet. Mappe für Mappe.

»Schauen Sie, diese interessante Struktur!« sagte Burrmöller immer wieder, während Granitzkis Augen immer wütender hinter den dicken Gläsern seiner Brille blitzten.

»Ein fürchterlicher Mist wird heutzutage produziert!« sagte er. »Nichts als Mist! Wollen Sie vielleicht zur Triennale? – Ich glaube, das kann man sich ersparen!«

Ich nahm mir eine Erdnuß nach der anderen, knackte die weichen Schalen und betrachtete die unter mir um den Kamin herumsitzenden Menschen. Wie gut habe ich es doch, dachte ich, diese Erdnüsse sind köstlich. Aber konnte ich mir dessen wirklich so sicher sein? »Schlecht«, sagte Granitzki, und ich begann plötzlich, an einer Erdnuß zu zweifeln. War da nicht ein ranziger Beigeschmack? Ich tauchte sie in den Wassernapf, um diesen Beigeschmack zu entfernen, und kostete wieder vorsichtig. War da jetzt nicht ein wäßriger Beigeschmack, vielleicht sogar eine deutliche Spur von Chlor oder Fluor?

»Ist das nicht wunderbar?« fragte unten Burrmöller und deutete auf ein großes farbiges Temperablatt. »Diese Feinheiten in der Struktur! Die behutsame Wahl der Farben!«

»Reden Sie vielleicht von diesem miesen Grau?« fragte Granitzki, und ich schluckte meine Erdnuß mit Vergnügen herunter. Grau, dachte ich, ist die Farbe des Todes. Ich linste nach unten, betrachtete das Temperablatt, von dem sie redeten, und angelte mir wieder eine Erdnuß. Natürlich,

da waren graue Linien und Flächen auf dem Bild, aber ich empfand dieses Grau nicht als mies, sondern nur als schlicht und notwendig. Es schien mir erforderlich, um die anderen Farben noch kräftiger zur Wirkung zu bringen, und ich überlegte, woran es lag, daß Granitzki nur zwischen schlecht, sehr schlecht und unsäglich schlecht unterscheiden konnte, während Burrmöller in jedem der Bilder etwas zu finden schien, das ihn begeisterte. Es konnte nicht an der Beschaffenheit der Augen liegen, denn auch Granitzkis Geschmacksnerven reagierten auf den Wein völlig anders als die Burrmöllers. Es muß etwas geben, das den verschiedenen Menschen die sie umgebende Welt völlig verschieden erscheinen läßt, dachte ich, und nahm mir vor, dieses »Irgend etwas« irgendwann einmal näher zu untersuchen. Um aber meine Untersuchungen wenigstens sofort zu beginnen, verhielt ich mich so, wie Menschen sich gegenüber einem Phänomen verhalten, das sie zwar erkennen, über dessen Entstehen und Funktion sie aber noch nicht sonderlich viel wissen. Ich suchte für dieses Phänomen einen Namen und entschied mich für den besten, nämlich meinen eigenen. Kandinsky-Faktor nannte ich die Art und Weise, wie jemand die Welt betrachtet. Um auch jenen beiden Professoren ein Denkmal zu setzen, bei denen er mir zuerst aufgefallen war, prägte ich mir auch deren Namen gründlich ein.

Der Kandinsky-Faktor tritt bei Menschen in der Burrmöller- sowie der Granitzki-Variante auf, formulierte ich quasi als Arbeitshypothese. Gerade als ich weiter darüber nachdenken wollte, kam Käthe mit einer wundervoll duftenden Karotte aus der Küche.

»Hier, Kandinsky!« sagte sie. »Du brauchst Vitamine!«

Ich nahm die Karotte und begann an ihr zu knabbern, während unten die drei Männer aufstanden und in die Küche gingen. Dort wurde eine Hammelkeule, die Käthe gebraten hatte, sofort Gegenstand des Kandinsky-Faktors. »Wunderbar!« sagte Burrmöller, während Granitzki ein

sehniges Stück Fleisch aus seinem Mund fischte und in einer der Papierservietten verschwinden ließ. »Das Fleisch wird auch von Tag zu Tag schlechter«, sagte er. Er fraß aber trotzdem wie drei sehr hungrige Schwerstarbeiter. [...]

Was sollte ich mir über diesen widerlich braunen Kater Kasimir Gedanken machen? Er war nun einmal im Haus, und ich konnte nichts daran ändern, ich habe mehrfach darauf hingewiesen, daß es immer mein Prinzip war, aus allem das Beste zu machen! Was hatte ich mit Kasimir zu schaffen? In meinem Käfig war ich vor ihm sicher, und ich nutzte die Zeit, um über die vielen Vorteile nachzusinnen, die mit diesem Käfig verbunden waren. Nicht nur, daß die Tiere draußen im Garten keinen Moment vor Kasimir sicher waren, sie mußten sich obendrein ihr Futter und Wasser ständig selber suchen. Was, wenn eines Tages infolge einer großen Dürre alle Pflanzen vertrockneten? Was, wenn es wochenlang nicht regnete und gleichzeitig die große Regentonne in Nitsches Garten umfallen und ihr Wasser in der Erde versickern würde? Alle Vögel draußen im Garten würden verhungern, während Käthe mich noch immer mit Erdnüssen, Sonnenblumenkernen, Salatblättern, Gemüse und manchmal sogar mit Mangofrüchten versorgen würde! Selbst wenn die Fenster weit offenstanden und zusätzlich die Zimmertür geöffnet wurde: Die Stäbe meines Käfigs waren zwar sehr dünn, aber sie boten mir immerhin Schutz vor Zugluft! Jetzt war ich froh, daß ich dank der ausgezeichneten Bücher in Rudolfs Bibliothek hinreichend gebildet war, um die Fragwürdigkeit jener Freiheit zu erkennen, die für mich mit Kasimirs Einzug ins Haus ein Ende gefunden hatte.

Freiheit, dachte ich, ist immer die Einsicht in die Notwendigkeit! Was habe ich von der Freiheit, von Kasimir gefressen zu werden? Zugegeben, wenn Käthe von der Schule zurückkam, die Käfigtür öffnete und mich sogar aufforderte, aufs Käfigdach zu klettern, wurde ich noch immer un-

ruhig, aber der Gedanke an Kasimir hielt mich zurück. Sicher ist sicher, dachte ich, wer weiß, ob sie dich vor ihm schützen kann, wenn er wie ein Blitz durch das offene Fenster springen oder leise durch die Tür ins Zimmer schleichen und seine Krallen in mein Gefieder schlagen würde. Es ging mir doch gut in meinem Käfig! In ihm war ich sicher, und durch die Gitterstäbe konnte ich Käthe auch bei der Arbeit an unserem Bild beobachten. Längst hatte sie Zwischenfirnis über die Untertuschung gelegt und mit der Übermalung begonnen. Sie hatte offensichtlich die Absicht, uns beide vor einem blauen Hintergrund als Teil eines Kunstwerks unsterblich zu machen, und dieses Blau bereitete ihr immer mehr Kopfschmerzen. »Ich will kein Hellblau«, klagte sie, als Detlef wieder einmal bei uns im Arbeitszimmer saß, »und ich will auch kein Dunkelblau!« »Vielleicht Kobaltblau? Nimm doch eine Acrylfarbe!« »Nein! Du verstehst mich nicht! Ich will ein Hellblau, das irgendwie dunkel schimmert, oder ein Dunkelblau, das nicht ganz dunkel ist, sondern irgendwie hell!« »Meinst du Weinblau?« fragte Detlef, der an die Weinflasche erinnern wollte, die er mitgebracht hatte. Käthe schüttelte einmal mehr den Kopf. »Nein! Du verstehst mich nicht! Ich kann mir dieses Blau genau vorstellen! Es ist sozusagen... wie soll ich sagen... ich suche ein absolutes Blau!« »Da kannst du lange suchen!« sagte Detlef. »Yves Klein hat es sein Leben lang gesucht!«

Am nächsten Tag begann Käthe ihre Suche nach dem absoluten Blau. Zusammen mit Detlef hatte sie vier Leinwände ins Arbeitszimmer geschleppt. Immer mehr Schalen und Flaschen stellte sie auf den Arbeitstisch, immer mehr Farbtuben, Tüten und Schachteln standen oder lagen überall in unseren beiden Zimmern herum, und ich beobachtete staunend, wie viele Arten von Blau es gab. Sie mischte Ultramarin und Kremserweiß, rieb es mit Leinöl und mit

Mohnöl an, rieb es immer wieder mit Farbpulver nach. Sie besorgte Wachs Zusätze, rieb Coelinblau an, verschnitt Preußischblau zu Eisenblau, Antwerpener Blau und Miloriblau. Sie probierte dunkles Kobaltviolett und helles Kobaltviolett aus. Längst waren nicht nur Leinwände blau, sondern auch der Schafwollteppich vor Käthes Bett und unsere früher einmal so schön weiße Tapete. Gut, dachte ich, daß Rudolf das nicht mehr mit ansehen muß. Als ob sie sich vom Blau erholen wollte, begann sie eine komplizierte Versuchsreihe, mit der sie, während sie die Suche nach der idealen Farbe unterbrach, das ideale Bindemittel zu suchen schien. Sie löste Lederleim und Kölner Leim in Wasser auf, experimentierte mit Kirschgummi und Gummiarabicum und nahm schließlich die Suche nach dem absoluten Blau wieder auf. Smalte, Zaffer, Manganviolett und andere völlig aus der Mode gekommene Substanzen gelangten auf verschlungenen Wegen in Käthes Schalen, wurden vermischt und ausprobiert. Als in unseren beiden Zimmern beim besten Willen kein Platz mehr für weitere Tüten und Schachteln zu finden war, begann sie, Farbtuben im Kühlschrank in der Küche zu lagern. Da sie von der Schule her noch dunkel in Erinnerung hatte, daß chemische Reaktionen unter Hitzeeinwirkung anders verlaufen als bei niedrigeren Temperaturen, begann sie auch noch, Farben anzurühren und die Mischung auf dem Küchenherd zu erhitzen.

Die für den Künstler typische Besessenheit von der Arbeit hat sie erfaßt, dachte ich gerührt und bemerkte mit zunehmender Verärgerung, daß Käthe auch mich immer mehr zu vergessen schien. Natürlich brachte sie mir jeden Morgen frisches Wasser und Futter, aber was für ein Futter war das! Längst waren die Sonnenblumenkerne und die Erdnüsse verbraucht, gedankenlos hatte sie die Futtermischung aus dem Kleiderschrank herausgeholt und mir wieder dieses einschläfernde Gemisch in den Freßnapf geschüttet. Friß Vogel oder stirb, hatte ich an jenem Tag gedacht, als Käthe

das absolute Blau fand. Es hätte schlimmer kommen können! Ich saß schläfrig auf meiner Sitzstange, sah um mich herum alle nur vorstellbaren Varianten von Blau und überlegte, wie ich Käthe dazu bringen könnte, auch mal Hanf zu probieren. So schläfrig mich der Hanf auch immer werden ließ, er ließ mir doch alle Farben viel leuchtender und strahlender erscheinen. Ich vermutete, daß er auch Käthe dabei helfen könnte, entweder das absolute Blau zu finden oder aber die Suche danach aufzugeben. Mein Bewußtsein war wieder ungemein erweitert: Als ob die Wände unseres Hauses aus Glas gewesen wären! – Ich sah Käthe in der Küche am Herd stehen, sah einen Kochlöffel in ihrer Hand, mit dem sie in einem Kochtopf herumrührte, in dem eine Art blauer Sirup brodelte. Agathe stand mit dem Besen in der Hand vor der Küchentür und sah pausenlos auf die Armbanduhr. Als es vierzehn Uhr war, riß Agathe die Tür auf und rannte in die Küche: »Tut mir leid, Fräulein Winkelstraeter!« sagte sie. »Vierzehn Uhr! Ihre Küchenzeit ist vorbei!«

»Ich brauch nur noch zehn Minuten!« sagte Käthe. »Ich bin gleich fertig!«

»Vierzehn Uhr heißt vierzehn Uhr!« sagte Agathe. Sie ging zum Herd, griff entschlossen nach Käthes Farbtopf, wollte ihn aus der Küche, die Treppe hinauf und vor die Tür zu Käthes Schlafzimmer tragen. »Nicht doch!« schrie Käthe, »Farben sind unberechenbar!« Es war zu spät!– Sei es, daß der Farbsirup gerade die erforderliche Hitze erreicht hatte, sei es, daß absolutes Blau nur entsteht, wenn eine Hexe den Kochtopf in der Hand hält: Es kochte, zischte, weißer Dampf stieg auf, Farbe floß aus dem Topf. Blitzschnell stellte Agathe den Topf ab, griff nach dem Scheuerlappen und warf sich auf die Knie. »Nein!« schrie Käthe, aber wer unter dem Pilatus-Syndrom leidet, leidet gründlich daran! Agathe putzte und wischte. Als sie zufrieden vom Küchenboden aufstand, war dieser wieder blitzsauber wie zuvor, nur Agathes Hände und Unterarme waren gefärbt.

»Endlich!« sagte Käthe erleichtert. »Das absolute Blau!«

## Satori in Alutgama?

Es ist eine seltsame Sache mit unserem Verhältnis zum Tode. Nach kurzer, schwerer Krankheit entschlief, lesen wir und blättern die Zeitungsseite um, Trauerbriefe finden wir unter der Post, die wir mit Unbehagen öffnen, mit einer Beileidskarte beantworten, um sie danach schnell wieder zu vergessen. Wer tot ist, ist tot, denken wir, wer lebt, der lebt. Die Toten und die Lebenden haben nichts mehr miteinander zu tun. Blumen pflanzen wir auf das Grab naher Angehöriger, einen teuren Stein setzen wir auf das Grab. Ein Name, zwei Daten. Efeu und flache immergrüne Gewächse überwachsen ein Stück Erde. Wieder hat es einen Menschen getroffen, denken wir, und schon beginnen wir, uns ins Bewußtsein zu rufen, was uns vom Verstorbenen unterscheidet: Er war alt, aber wir sind jung. Er hat geraucht und getrunken, aber wir rauchen und trinken nicht. Er war krank, aber wir sind gesund. Unser eigener Tod ist ja ganz weit weg. Irgendwann einmal, in einer ganz weit entfernten Zukunft vielleicht. Am besten überhaupt nicht. Macht nicht die Medizin täglich Fortschritte? Steht die Menschheit nicht kurz vor der Lösung des Räsel Krebs?

Mein Vater war mit Sechsendsechzig Jahren nicht alt genug für den Tod, er hat nicht geraucht und getrunken. Er war auch nicht schwer krank, er kränkelte manchmal, er hatte seit Jahrzehnten zu hohen Blutdruck, aber dagegen hatte er Tabletten, die nahm er seit Jahrzehnten, weshalb sollte er sie nicht weiter Jahrzehnte mit einem Schluck Wasser hinunterspülen, es gehörte eben zu ihm wie seine Baskenmütze, die er von einer Paris-Reise mitgebracht hatte, oder wie seine Brille, die er mit einem kleinen Tuch polierte, damit die Gläser immer schön klar waren. Er sah nun einmal gerne klar im Leben. Ob er manchmal an seinen Tod gedacht hat? Vielleicht. Wir haben jedenfalls nicht daran gedacht. Wenn ich mit der Möglichkeit seines Todes gerechnet hätte, hätte ich auch diese Reise nicht gebucht.

Kann man vierzehn Tage nach dem Tode seines Vaters nach Asien fliegen? Wenn man einen Tod durch Verzicht auf eine Reise rückgängig machen könnte, viele Flugscheine blieben unbenutzt.

Ich habe die Abflughalle großer Flughäfen immer gemocht. Ihre großzügige Architektur. Die wartenden Reisenden in den Ledersesseln. Die stets eilig auf hohen Absätzen durch die Halle hastenden Stewardessen. Den hellen Gongschlag vor den Lautsprecherdurchsagen, die ferne Ziele ganz nahe erscheinen lassen. Erster Aufruf des Pan-Am-Fluges nach Rio ... zweiter Aufruf des Swiss-Air-Fluges nach Tokio ... dritter Aufruf des Aeroflot-Fluges nach Moskau; das hatte sonst immer Bilder in mir heraufbeschworen, hatte mich an die breiten Promenaden in Rio denken lassen, an die vielfarbig flackernden Lichter auf der nächtlichen Ginza, an den riesigen, verschneiten Roten Platz. Diesmal erreichten mich diese Durchsagen nicht. Andere Bilder waren da, seit vierzehn Tagen: Wie mein Vater plötzlich über Rückenschmerzen klagte. Eine Erkältung, vermutete Mutter, er solle am besten ins Bett gehen. Ein paar Tage, wird sie wohl gesagt haben, in ein paar Tagen ist alles wieder in Ordnung. Wie mein Vater in sein kleines Zimmer gegangen ist, sich langsam ausgezogen und ins Bett gelegt hat. Ein paar Tage, wird er leise gesagt haben, das ist nicht so schlimm. Eigentlich hat ihm das Leben lang immer jemand gesagt, was er zu tun hatte, und eigentlich hat er es immer getan. Man geht zur Schule, wird ihm sein Vater gesagt haben, wie er es mir immer sagte, und er ist zur Schule gegangen. Man lernt einen Beruf, wird ihm jemand gesagt haben, und er hat einen Beruf gelernt. Man heiratet die Frau, die man liebt, wird er sich selbst gesagt haben. Man mietet eine Wohnung, man hat irgendwann Kinder. Sein ältestes Kind bin ich. Darf man nach Colombo fliegen, wenn der Vater vor vierzehn Tagen gestorben ist?

Wie sich der Tod still und leise an einen Menschen heranschleicht. Ich kann die Rückenschmerzen nicht mehr aus-

halten, wird mein Vater irgendwann nachts gesagt haben, es wird ernst geklungen haben, sonst hätte mich Mutter nicht mitten in der Nacht angerufen. Vater hat starke Rückenschmerzen, was sollen wir da machen? Ja, was macht man da? Was macht man bei starken Rückenschmerzen eines Vaters, wenn man in einem Land lebt, wo nachts alles möglich ist, sofern man dafür keinen Arzt braucht? Knack, sagte der Anrufbeantworter, diese Maschine in der Praxis des Arztes, wo mein Vater Vierteljahr für Vierteljahr seinen Krankenschein abgab, knack, sagte die Maschine, die Arztpraxis ist leider nicht besetzt, wenden Sie sich an den ärztlichen Notdienst!

Der Notarztwagen kam mit Blaulicht und Sirene. Aber waren das Ärzte oder Krankenpfleger, die da ratlos ihre Köpfe schüttelten? Am besten, wir bringen Ihren Mann ins Krankenhaus, sagten sie meiner Mutter, und meine Mutter nickte, weil die Männer im weißen Kittel wie Ärzte aussahen und sagten, im Krankenhaus könne Vater am besten geholfen werden. Jeder geht ins Krankenhaus, weil er dort auf Hilfe hofft. Ans Sterben denkt keiner. Ob mein Vater daran dachte?

Erster Aufruf des Lufthansa-Fluges nach Colombo, sagt die freundliche Lautsprecherstimme. Ich stehe auf, nehme mein Handgepäck und gehe zum Gate A 71. Andere gehen in dieselbe Richtung. Ein jüngeres Ehepaar führt einen müde aussehenden, vielleicht siebenjährigen Jungen an der Hand. Vater, wo warst du, als ich sieben Jahre alt war?

Nach Colombo ist er nicht geflogen, denke ich. Ich sehe mich an der Hand meiner Mutter mit einer riesigen Schultüte im Arm, von meinem Vater sehe ich keine Spur, wie sollte ich auch. Maikäfer flieg, Vater ist im Krieg. Vater ist in Pommernland, Pommernland ist abgebrannt. Zu den Waffen haben sie meinen Vater jedenfalls nicht gerufen, denke ich befriedigt, wenigstens das nicht, denke ich, aber da kommen auch schon Zweifel: Macht es einen großen Unterschied, wenn man für Adolf Hitler nicht das Gewehr

über die Schulter legen darf, sondern nur einen Spaten, weil man wehrunwürdig ist und nur Panzergräben ausheben darf?

Paßkontrolle. Ein junger Beamter greift nach meinem Paß, blickt mir ins Gesicht, gibt mir meinen Paß zurück.

Vater ist in Pommernland, Pommernland ist abgebrannt, denke ich, und da empfinde ich fast so etwas wie Triumph, nein, dazu haben sie dich nicht geholt. Aber war da ein großer Unterschied, ob man an der Front oder in einem Arbeitslager unter Beschuß russischer Tiefflieger um sein Leben zitterte, während man nicht wußte, ob die Frau und die Kinder noch lebten? Neunzehnhundertzweiundvierzig wurde meine Schwester geboren. Ob Vater für ihre Taufe Urlaub bekommen hat?

Hell erleuchtet steht die riesige Boeing 727 wie ein sprungbereiter Dinosaurier auf dem Flugfeld. Schon am Ende des Zubringer-Fingers höre ich leise Musik aus dem Flugzeug, dann gehe ich an der Stewardess vorbei, gehe zwischen den Sitzreihen zum Ende der Maschine. So ein Unsinn, denke ich, dieser Aberglaube, daß im Schwanz eines Flugzeuges die sichersten Plätze wären. Mein Vater hat im Feuer der Tiefflieger gelegen und ist nicht gestorben und hat im Flugzeug vorn gesessen, ist dabei auch nicht gestorben, ist ganz einfach im Krankenhaus gestorben, nachts, ganz allein, obwohl er eine Frau hatte und drei Kinder, aber Frauen und Kinder dürfen nachts nicht in die Intensiv-Station, weil sie dort natürlich die Ärzte und Schwestern stören. Aber wenigstens die ersten Tage, denke ich, da haben wir meinen Vater regelmäßig besucht. Angegriffene Nieren, hat der Arzt gesagt. Das kriegen wir schon wieder hin, hat die Krankenschwester gesagt, er wird künftig Diät essen müssen, hat ein Pfleger gesagt. Und wir Idioten haben das alles auch noch geglaubt.

Bitte die Rückenlehnen senkrecht stellen, die Sicherheitsgurte anlegen und das Rauchen einstellen, sagt eine Stimme aus dem Lautsprecher, dann rollt die Boeing endlich an,

wird schnell und schneller, hebt vom Boden ab und stößt durch die Dunstglocke, die über dem nächtlichen Frankfurt liegt.

Vater. Mein armer toter Vater. Ich sitze und darf längst wieder rauchen. Ich sitze und versuche für ihn Bilanz zu ziehen. Schule. Lehre. Ein Beruf. Ein Kind. Ein Krieg. Ein zweites Kind. Der Krieg war zu Ende. Und er kam zurück. Blieb nicht im Kriege wie viele andere Väter. »Bau auf, bau auf, Freie Deutsche Jugend, bau auf!« sangen wir in der Schule, während mein Vater aufbaute. Eine neue Wohnung, weil die alte erstens in Schutt und Asche lag und zweitens jetzt zu Polen gehörte. Eine neue Wohnung und ein drittes Kind.

Wenn das Leben köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen, sagte der Pfarrer auf dem Friedhof, im strömenden Regen und in Eile, weil die Angehörigen des nächsten Toten die Trauerhalle ja auch brauchten. Köstlich, denke ich, ja, Mühe und Arbeit hat er genug gehabt. Für eine neue Wohnung und Kleidung und Lebensmittel und ... Tag und Nacht hat er gearbeitet, aus den Trümmern, die der Krieg zurückgelassen hatte, hat er ein Krankenhaus aufgebaut, in der Deutschen Demokratischen Republik, und neunzehnhundertzweiundfünfzig hat er endlich einmal nicht getan, was man von ihm verlangte, er ist nicht in die Sozialistische Einheitspartei eingetreten, sondern hat alles stehen- und liegenlassen, ist bei Nacht und Nebel mit zwei Koffern und drei Kindern in die Bundesrepublik geflüchtet, wo er wieder und nun zum dritten Mal anfang, eine Wohnung suchte und Möbel kaufte und Kleidung und Lebensmittel für seine Familie, für uns, immer für uns zuerst und für sich zuletzt.

Als die Boeing irgendwo über Persien fliegt, zeigt das Bordkino einen amerikanischen Spielfilm. *Einer flog über das Kuckucksnest*. Die Passagiere stülpen sich Kopfhörer über die Ohren, aus den Kopfhörern kommt der Ton des Spielfilms. Ich sehe das Ehepaar mit dem Kind auf drei

Sitzen schräg hinter mir. Das Kind schläft, und die Eltern haben die Kopfhörer übergestülpt. Der Mann lacht laut, und ich denke an meinen Vater, sehe ihn schwach im weißgestrichenen Krankenhausbett liegen, lächeln. Gelächelt hat er oft, aber hat er jemals laut gelacht? Als die Boeing längst Arabien hinter sich gelassen hat, versuche ich noch, mich an einen Augenblick zu erinnern, bei dem ich Vater lachen gesehen hätte, nur einen Augenblick lang lachen, aber so sehr ich auch nachdenke, an ein Lachen kann ich mich nicht erinnern.

Wir werden ihn nächsten Montag wieder entlassen können, sagte der Arzt am Mittwoch. Es ist etwas schlechter geworden mit den Nieren, sagte ein anderer Arzt am Donnerstag. Und du mußt aufstehen und zur Toilette, und als du langsam zur Tür gingst, da bekam ich Angst um dich, denn deine Schritte waren klein. Du gingst gebückt, und deine Hände zitterten, und da machte ich mir plötzlich Gedanken, weshalb wir dich so schlecht verstanden, wenn du mit uns redetest. Die Schwäche natürlich, deine Krankheit, die die Ärzte für eine schwere Bronchitis hielten, gewiß, aber du hast doch sonst immer deutlich gesprochen, und wir hatten dich doch sonst immer verstanden. Da kamen mir Zweifel, und da kam die Angst in mir hoch, die ich zu bekämpfen versuchte, indem ich handelte. Wozu kannte ich denn Ärzte?

Doch was konnte ich anderes für dich tun, Vater, als telefonieren? Mit Ärzten reden und sie um Rat bitten, während Mutter an deinem Bett saß, deine Hand hielt und nickte, auch als sie längst nichts mehr von dem verstand, was du zu sagen versuchtest, weil deine Zunge so schwer war von den Stoffwechselprodukten in deinem Blut, die deine Niere nicht mehr herauswaschen konnte. Diese Stunden, die sie am Bett gesessen hat, bis endlich ein Arzt kam und von Dialyse redete, von der künstlichen Niere, an die man dich anschließen würde, damit eine Maschine dein Blut filtern sollte, was deine Niere nicht mehr schaffte. Das ist heute

ohne große Probleme möglich, sagten mir die Ärzte, mit denen ich befreundet war und die ich anrief in Osnabrück und München und Heidelberg. Ob du etwas geahnt hast, als sie dein Bett aus dem Zimmer schoben in den Raum, wo die künstliche Niere stand? Sechs bis acht Stunden würden sie dich an die Maschine anschließen, sagte der Arzt Mutter, nach sechs bis acht Stunden würde es dir bessergehen. Weshalb nur machte dein Herz diese Prozedur nicht mehr mit? Weshalb zwang es die Ärzte, dich von der Maschine zu lösen und dich in die Intensivstation zu schieben? Terminal, nennen sie diese Station, Bahnhof. Irgendwann reißen die Wolken auf, und ganz fern sehe ich durch das dicke Glas des Flugzeugfensters einen schmalen Streifen helleren Himmel. Wie schnell es Morgen wird, während ich den Druck auf den Ohren fühle, weil die Boeing ihre Reishöhe verlassen hat und im langsamen Sinkflug niedergeht zur Zwischenlandung. Karatschi. Kleine Pakistani in schmutzigen Overalls schieben Elektrokarren neben die Boeing, Tankwagen fahren lautlos über die Rollbahn. Weit entfernt sehe ich einen Schriftzug. Air-Terminal, Terminal. Wie lange werde ich an deinen Terminal denken, Vater, auf dem du vierundzwanzig Stunden lagst, bewußtlos, wie uns die Ärzte versicherten, nicht fähig, uns auch nur wahrzunehmen, falls wir an dein Bett kämen? Sobald du auch nur einen Augenblick zu Bewußtsein kommen würdest, wollte man uns anrufen. Und da saßen wir am Telefon und warteten und warteten und riefen alle zwei Stunden an, aber da war keine Veränderung, bis zur ganz großen Veränderung, bis die Krankenschwester anrief und sagte, es gehe dir schlechter, wir sollten sofort ins Krankenhaus kommen. Und als wir dann kamen, warst du ganz einfach tot. Ein Bündel brachte die Nachtschwester: deine Wäsche und deine Armbanduhr brachte sie und deinen Siegelring. Da standen wir im weißen Flur des Krankenhauses in der Nacht, deine Frau und dein jüngster Sohn und deine Tochter und dein ältester Sohn, wir wuß-

ten es und hatten es noch längst nicht begriffen und würden es so schnell nicht begreifen: Du warst nicht mehr da. Bitte die Rückenlehnen senkrecht stellen, die Sitzgurte anlegen, das Rauchen einstellen. Wieder rollte die Maschine, wurde schnell und schneller, hob ab. Die leise Musik aus dem Kopfhörer. Die Stewardessen, die Frühstück auf weißen Kunststofftablets aus einem Aluminiumwagen zogen und die Tablets auf kleine Kunststofftische stellten, die wir aus den Rückenlehnen der Sitze vor uns klappten. Vater, mein armer Vater. Sie transportieren Hunderte von Menschen durch die Luft, sie fliegen zum Mond und zurück. Sie spalten Atome, nur wenn zwei Nieren nicht mehr funktionieren, versagen ihre Möglichkeiten. Ich kann es immer noch nicht fassen. Ob du überhaupt begriffen hast, was geschah? Oder haben sie deinen Tod vor dir genauso versteckt, wie sie ihn vor uns versteckten? Danach nur die Orgelmusik und der Pfarrer, der von deinem Leben redete. Du wurdest geboren, erfülltest deine Pflicht, sorgtest in guten und schlechten Zeiten für deine Familie. Wir haben das immer gewußt. Nur, daß es mit dem Tod so schnell gehen kann, daran hat keiner von uns gedacht. War da ein Sinn in deinem Leben?

Ich hatte mich immer nach einem Sinn dieses Lebens gefragt. Dein schneller Tod nahm mir den Mut, weiter danach zu suchen. Wir leben eine kurze Zeit und müssen sie halbwegs mit Anstand hinter uns bringen. Soll ich dir von den hohen Palmen erzählen und vom blauen Meer, vom breiten Strand, dem weißen Schaum auf dem klaren grünen Wasser der Lagune? Von Leguanen, die träge ins Wasser gleiten, und Eisvögeln, die wie Blitze über das Wasser schießen, wenn ein Katamaran lautlos in ihr Revier eindringt? Du hast das alles niemals gesehen, weil dein Leben Pflichterfüllung war und Sorge für uns und weil sich das mit Reisen in tropische und subtropische Gebiete schlecht verträgt, sich jedenfalls für dich nicht vertragen hätte, und deshalb hast du es erst gar nicht gewollt.

Vor diese Bilder von Palmen und Eisvögeln schiebt sich dein mattes, ruhiges, geduldiges Gesicht. Mit kraftlosen Bewegungen versuchtest du dich im Bett aufzurichten, weil du uns noch etwas sagen wolltest. Doch deine Zunge war so schwer, daß wir deine Wörter nicht verstanden. Wolltest du uns sagen, was du uns nie gesagt hast, daß das Leben immer viel zu kurz ist, für jeden zu kurz, ob er nun mit zwanzig stirbt oder mit vierzig oder mit sechzig Jahren? Hast du irgend etwas herausgefunden über den Sinn, den das alles für dich hatte? Nie hast du über das Sterben und den Tod mit uns gesprochen, nie über den Sinn des Lebens. Glaubtest du noch an den Gott, von dem zu Weihnachten immer in der Kirche die Rede war? Gewiß, du hast jedesmal das Glaubensbekenntnis laut mitgesprochen, wie es die anderen sprachen, aber auch ich habe es aufgesagt, wie ich es gelernt hatte, und ich weiß, daß ich dabei gelogen habe, spätestens seit meinem vierzehnten Lebensjahr, bis ich dann überhaupt nicht mehr in die Kirche ging, nie wieder in die Kirche gehen wollte. Bis mich die Kirche einholte, bei deiner Beerdigung, als ich neben deiner Frau stehen wollte und neben meiner Mutter, weil du nicht mehr neben ihr stehen konntest. Dieses Glaubensbekenntnis, Vater unser, Vater mein, mein armer toter Vater. Stundenlang, tagelang, wochenlang fuhr ich ziellos kreuz und quer über die Insel, in drückender Hitze, über staubige Straßen, vorbei an einer Armut, die ich zuvor nicht gesehen hatte. Frauen, mit fünfundzwanzig schon Greisinnen, gebeugt von der Arbeit in Teeplantagen, Männer, deren Besitz aus einem Sarong und fünf Zigaretten bestand, die sie zu verkaufen versuchten. Ich weiß nicht, was ich gesucht habe auf der Insel, ob ich etwas über den Sinn deines Lebens herauszufinden suchte oder ob es mir um den Sinn meines Lebens ging. Du hast dein Leben gelebt und das erfüllt, was du für deine Pflicht hieltest. Ich habe mein Leben gelebt, getan, was ich für meine Pflicht hielt. Unsere Auffassungen von Leben und Pflichten unterschieden sich

gewaltig, ich hielt oft für falsch, was für dich richtig war, du verstandest nicht, daß ich oft nicht tat, was andere von mir erwarteten, aber niemals brach das Gespräch zwischen uns ab. Warum hast du niemals mit mir über den Tod gesprochen? Oder hast du vorausgesehen, daß ich immer wieder über dein Leben und deinen Tod nachdenken würde, um etwas über mein Leben und meinen Tod herauszufinden? Denn wenn es einen Sinn des Lebens gibt, muß er mit dem Tod zu tun haben, mit dieser Endgültigkeit, nach der es nichts mehr zu sagen gibt.

Einige Fehlzündungen knallten, rissen mich aus meinen Gedanken, der Geländewagen, den ich in Colombo gemietet hatte, wurde langsamer, ich ließ ihn auf der linken Straßenseite ausrollen. Meine alte Gewohnheit, nicht auf die Benzinuhr zu achten, hatte wie überall auf der Welt auch hier ihre Folgen. Ich stieg aus dem Wagen, ging nach vorn, wo ich den eisernen Reservekanister des Mietwagens gesehen hatte. Kein Problem, dachte ich, in wenigen Minuten würde ich weiterfahren. Ich schnallte Lederriemen auf, hob den Kanister aus seiner Halterung, und als ich ihn in der Hand hatte, geronn ein Verdacht zur Gewißheit. So leicht konnte kein Reservekanister mit fünfundzwanzig Litern Benzin sein, so leicht war nur ein leerer Reservekanister. Man bleibt nicht auf Sri Lanka mit dem Auto stehen, schon gar nicht in der Mittagshitze, wenn die Sonne direkt senkrecht über einem steht, auf gar keinen Fall weitab von der nächsten Tankstelle. So was passiert einem nicht.

Ich nahm den Reservekanister und machte mich auf den Weg. Irgendwo auf der Straße nach Kalutara würde ich eine Tankstelle finden. Und wenn nicht, dann mindestens ein Telefon. Ich würde eine Tankstelle anrufen oder eine Autoreparaturwerkstatt oder den Automobilclub. Irgend jemand würde mir schon helfen. Es würde zwar das teuerste Benzin meines Lebens werden, aber das war unabänderlich. Ich ging los. Vorbei an Kokospalmen und niedrigem Gebüsch. Ich trottete die staubige Landstraße entlang, zehn

Minuten, fünfzehn Minuten. Meine Füße schmerzten in den Stiefeln aus weichem Leder mit der dünnen Sohle, die für asphaltierte Straßen gedacht war oder aber für überhaupt keine Straßen, Stiefel für zweihundertzwanzig Mark, nur für Autofahrer, dachte ich, und ich lief. Wie konnte ich Idiot nur annehmen, daß in einem Reservekanister selbstverständlich Benzin sein muß?

Ich lief durch die Hitze und schämte mich, meine Stimmung pendelte zwischen Ohnmacht und Wut hin und her. Eine Tankstelle, was ist das für ein verdammtes Land, in dem nicht alle fünfhundert Meter eine Tankstelle am Wege liegt, nie wieder fliege ich in ein unterentwickeltes Land, nie wieder steige ich in einen fremden Wagen.

Eine Dreiviertelstunde. Endlich sehe ich eine flache Hütte, aus Kokospalmenblättern geflochten, ich stolpere von der Straße auf das Haus zu, sehe einen alten Mann vor dem Haus sitzen, frage nach Benzin. Der alte Mann sieht mich ruhig an, bewegt sich nicht. Ich frage noch einmal nach der Tankstelle, frage, ob er ein Telefon habe, und ich bereue diese Frage sofort; zu dem Haus führen ja nicht einmal Leitungen für elektrischen Strom. Aber was ist, versteht er mich nicht? Ich frage auf Englisch nach Benzin, versuche, mich an das französische Wort für Benzin zu erinnern, so was weiß man doch, auch wenn man eine Sprache nicht gelernt hat. Ich zeige auf den Benzinkanister, löse seinen Verschuß, drehe den Benzinkanister um, damit der Alte auch sieht, daß er leer ist, daß ich nicht zum Spaß einen Benzinkanister durch die Mittagshitze trage. Da bewegt sich der Mann endlich, öffnet den Mund, ich sehe die vom Betelsaft braunen Stummel halbverfallener Zähne, höre dann ein Wort und sehe eine Bewegung seiner Hand. Alutgama! sagt er, dann streckt er mir die Hand entgegen. School-pen, please! School-pen, Sir!

Diese ständigen Bitten um Kugelschreiber, denke ich wütend, wozu braucht hier jeder einen Kugelschreiber, was wollen sie auf Sri Lanka alle Kugelschreiber von jedem

Ausländer, so viel kann ein Mensch gar nicht verbrauchen, selbst wenn er Tag und Nacht schreibt. Die sammeln Kugelschreiber wie andere Leute Briefmarken, denke ich, und ich greife in die Tasche, gebe ihm keinen Kugelschreiber, sondern einen Geldschein. Hundert Rupees, denke ich, für ihn fast ein Vermögen, aber er steckt den Schein mit einer blitzschnellen Bewegung irgendwo in seine Kleidung, sitzt wieder, ich sehe seine Kiefer mahlen, dann spuckt er mir eine Ladung Betelsaft vor die Stiefel, zeigt mit der Hand in eine Richtung: Alutgama!

Ich gehe wieder auf der Landstraße. Eine Stunde.

Eineinhalb Stunden. Längst sind die Sohlen meiner Stiefel zerrissen, klebt mein Hemd auf der Haut, und ich sehe rote und gelbe Kreise. Das Blut hämmert in den Adern, es dröhnt mit jedem Herzschlag in meinen Ohren. Wenn es nur nicht so heiß wäre, denke ich, und ich ziehe mein weißes Hemd aus, wickele es um den Kopf. Jetzt nur keinen Sonnenstich, denke ich, das fehlte gerade noch, hier zusammenbrechen, wo die Straße leer ist, als wäre das Kraftfahrzeug nie erfunden. Wenn nur die Hitze nicht wäre, denke ich, aber da öffnet sich irgendwo eine Schleuse, donnert ein Regen vom Himmel, wie ich ihn noch nie erlebt habe. Da fallen keine Tropfen, da werden Eimer von Wasser ausgegossen, ich spüre die Wasserladungen wie Schläge, bin sofort durchnäßt bis auf die Haut, und meine Nadelstreifenhose, auf die der Schneider so stolz war, hängt an mir wie ein nasser Sack. Ich renne von der Straße unter Bäume, der Boden ist sofort aufgequollen, hält meine Füße fest. Dieser nasse Sack von Hose, denke ich, ziehe die Hose aus, trage sie ein paar hundert Meter, werfe sie dann weg. Ich bin das Gespött der Leute, denke ich, ein Mann mit Unterhose und Benzinkanister, aber in schwarzen Stiefeln. Bloß gut, daß mich keiner sieht, denke ich und gehe weiter, das Wasser fällt noch immer vom Himmel, rinnt über mein Gesicht, längst habe ich die Brille abgenommen, sehe um mich herum nur noch undeutliches Grün. Angst kommt in

mir hoch. Was, wenn ich mich verirre? Wenn ich in eine Gegend gerate, wo niemand lebt? Wenn ich mich in einen der großen Naturschutzparks verirre, wo man tagelang keinen Menschen trifft? Diese Angst, die immer stärker wird. Da habe ich meinen Beruf und Geld auf der Bank und ein halbes Dutzend Versicherungen gegen Krankheit und Alter und Haftpflichtschäden. Da habe ich meine riesige Wohnung und Anspruch auf Rente, da muß doch jemand da sein, der mir hilft. Ich zahle mit D-Mark, denke ich, ich habe Dollars und Traveller-Cheques, da muß mir doch jemand helfen.

Ich gehe weiter, längst weiß ich nicht mehr, wo die Straße ist, zwei Stunden, drei Stunden, ich weiß nicht, wie lange ich schon unterwegs bin. Vater, mein armer Vater, denke ich, und ich haste weiter, da sehe ich eine weiße Fläche im Grün, das mich umgibt. Weiß, denke ich, weiß und groß, das kann nur ein Haus sein, und ich haste auf das Haus zu, fühle eine Mauer, taste nach einer Tür. Ein weißer Mann in Unterhose, Stiefeln, einen Benzinkanister in der einen Hand und eine Brille in der anderen, denke ich, taste kurz-sichtig, wie ich nun einmal bin, an der Mauer entlang, ich fühle nasses Holz, drücke eine Tür auf und trete in das Haus. Endlich dieser Regen nicht mehr, der draußen rauscht und rauscht, als wolle er nie mehr aufhören. Verschwommen sehe ich eine Gestalt hocken, sie hockt in Höhe eines Tisches vor mir. Seltsame Sitten, denke ich, auf Sri Lanka sitzen die Menschen auf dem Tisch, und ich frage wieder nach Benzin, zeige auf meinen leeren Benzinkanister, und die Gestalt antwortet nicht. Ich will nach einem Geldschein greifen, und ich erschrecke, das Geld war in der Hose, ich nehme meine Armbanduhr ab, halte sie dem Mann hin, den ich verschwommen sehe. Benzin please, Gas please, Oil, Essence, sage ich und schwenke meinen leeren Kanister und halte ihm die Uhr hin, und der Mann bewegt sich nicht. Er muß verrückt sein, denke ich, er will die Rolex nicht, und ich versuche, die nassen Gläser

meiner Brille mit meinen nassen Fingern zu trocknen, halte in der Bewegung inne, kein Geräusch, meine Güte, ein Mensch macht doch ein Geräusch, jeder macht Geräusche, und ich merke, daß meine Hände zittern, ich setze die Brille auf, drehe meinen Kopf vorsichtig in die Richtung, wo jemand hockt und schweigt und keine Rolex will, und ich schreie auf, ich bin in einem Tempel, halte meine Rolex einer Buddhastatue hin, die auf einem steinernen Podest steht, sehe zu ihr hinüber, und ich möchte laut lachen, ich sehe den ruhig sitzenden Buddha aus Stein und denke daran, wie ich aussehen muß, ich sehe das Gesicht der Statue, denke an meinen Benzinkanister und die Stiefel, da ist mir, als würde mir der Boden unter den Füßen weggezogen, und ich habe ein Gefühl, als ob ich gar nicht mehr da wäre, und ich denke an meinen Vater, und da fühle ich mich wieder, und eine Ruhe breitet sich in mir aus, die ich niemals zuvor empfunden habe. Armer toter Vater, denke ich und sehe sein Gesicht, sehe ihn als Kind mit der Schultüte und sehe ihn neben meiner Mutter, sehe ihn mit dem Spaten über der Schulter und hinter dem Schreibtisch, ich sehe sein Gesicht, sehe es alt und älter werden, sehe seinen aufrechten Körper, der alt und älter wird. Ich sehe ihn in den Kissen des Bettes im Krankenhaus, sehe ihn mit kleinen, mühsamen und müden Schritten zur Tür gehen, ich sehe sein Gesicht, seinen Mund, der mit schwerer Zunge etwas zu sagen versucht. Ich sehe seine Augen, und jetzt verstehe ich plötzlich, was er sagt.

Das war es dann wohl für mich, sagt er, es wäre schön, wenn es noch ein paar Jahre länger gedauert hätte, aber das ist leider anders. Und was hat das alles für einen Sinn gehabt? möchte ich schreien, aber in mir ist noch immer diese Ruhe, ich sehe das Gesicht meines Vaters, sehe ihn aufgebaut hinter der dicken Glasscheibe, ich sehe das Gesicht meines Großvaters, sehe meinen Urgroßvater, Ururgroßvater, fremde Gesichter, die ich nicht einmal von Fotos her kenne, Kindergesichter, die zu Greisengesichtern werden,

einer wie der andere irgendwann geboren, älter werdend, Glück genießend und Schmerz erdulnd, qualvoll langsam oder überraschend schnell sterbend, einer wie der andere, einer wie der andere vom Tode gezeichnet, schon vom Augenblick seiner Geburt an.

Nichts über dem Himmel, und keine Spur von heilig, denke ich, und während ich noch überlege, wo ich diesen Satz gehört oder gelesen haben könnte, sehe ich zur Buddhastatue hinüber, diesem bearbeiteten Stück Stein. Nichts über dem Himmel, und keine Spur von heilig. Und unser Leben hat genau den Sinn, den wir unserem Leben geben wollen.

Irgendwann hörte der Regen auf, und ich lief noch eine halbe Stunde durch den Wald. Irgendwann sah ich Häuser. Die Menschen auf der Hauptstraße in Hikkaduwa lachten über mich, bis ihnen die Tränen kamen, und ich lachte mit ihnen. Ich fand einen Singhalesen, der mich zum Mietwagen fuhr, dann zu einer Tankstelle und zum Mietwagen zurück. Ich bin wieder nach Colombo gefahren, und eine Woche später flog ich zurück nach Deutschland. Ich habe mir längst wieder neue Stiefel gekauft, natürlich wieder mit viel zu dünner Sohle. Und ich weiß jetzt, daß in jedem Augenblick jemand neben mir steht. Das macht alles leicht und schwierig, wichtig und unwichtig. Ich weiß, daß es jeden Augenblick zu Ende sein kann, und ich weiß, daß es irgendwo ganz weit weg einen Tempel gibt, wo etwas mit mir geschehen ist. Gedanken brauchen keine Flugscheine. Wo auch immer ich sterbe: der Ort heißt Alutgama. Nichts über dem Himmel. Genug für ein Leben. Und der Sinn des Lebens sucht sich selber.

## Nachwort

Es sei ein glücklicher Zufall, ja Fügung gewesen, dass er nach der Flucht seiner Eltern aus der DDR ausgerechnet in Dortmund gelandet sei, sagt Wolfgang Körner.<sup>1</sup> Hier habe er über den Archivar Fritz Hüser Anschluss an die Literatur gefunden. Hüser war nicht nur für Körner eine Art Vaterfigur. Er unterstützte die Schreibversuche zahlreicher Talente und führte diese – neben Hüser langjährigen Gefährten aus dem Kreis der Arbeiterliteratur – in der Dortmunder *Gruppe 61* zusammen. Die Vereinigung war der *Gruppe 47* nicht unähnlich, wenn sie sich auch auf anderem Terrain bewegte und die Industrie- und Arbeiterliteratur im Vordergrund standen. Auch dort wurden Lesungen organisiert, Texte kritisiert und öffentliche Diskussionen über den Zustand der aktuellen Literatur angestoßen.

Wolfgang Körner, 1937 in Breslau geboren und in Zwickau aufgewachsen, begeisterte sich seit seiner frühesten Jugend für die Literatur. Seine ersten Texte entstanden noch in der ehemaligen DDR, die er mit 14 Jahren verließ. Er schrieb sie für ein kleines Theater, das er gemeinsam mit anderen Jugendlichen ins Leben gerufen hatte. Sein Debüt war ein 18-seitiges Dramolett, das in besagtem Theater zur Aufführung gelangte. Die weibliche Hauptfigur sei gerade mal 13 oder 14 Jahre alt gewesen, ganz genau wisse er dies auch nicht mehr, erinnert er sich heute. Er habe damals sogar über ein bescheidenes Eintrittsgeld sein erstes Honorar »erwirtschaftet«.

In Dortmund fand Körner einen guten Nährboden für sein Schreiben vor. Neben Hüser war der Journalist und Lektor des Paulus-Verlags, Friedhelm Baukloh, ein wichtiger Förderer. Dieser lektorierte seinen ersten Roman *Versetzung*.

---

<sup>1</sup> In einem Interview, geführt am 17. November 2015 in Körners Privatwohnung in Dortmund.

Körner bezeichnet Baukloh als einen der literarisch versiertesten Menschen, denen er je begegnet sei.

Später übernahm dann Körner in der *Gruppe 61* das Lektorat für die zahlreich eingesandten Manuskripte. Es war dies ein Hilfs- und Freundschaftsdienst für Hüser, dem die Gruppe allmählich über den Kopf zu wachsen begann. Denn die Forderung der Vereinigung, die Gegenwartsliteratur müsse sich der Wirklichkeit der Arbeitswelt annehmen, war plötzlich in aller Munde. Der bundesdeutsche Literaturbetrieb horchte auf, und selbst Autoritäten wie Walter Jens und Martin Walser solidarisierten sich mit den Forderungen der biederen Dortmunder. Fernsehen, Radio und Presse berichteten ausführlich, die Versammlungen und Lesungen der Gruppe standen plötzlich im Fokus des öffentlichen Interesses. Mit einer solchen Resonanz hatte niemand gerechnet, am wenigsten Hüser selbst, der sich zunehmend unwohl in seiner Haut fühlte. Ein Grund dafür war auch, dass es bei den Diskussionen bald nicht mehr in erster Linie um Literatur ging, sondern um politische Richtungsentscheidungen.

Im Kreis der *Gruppe 61* traf Körner auf Max von der Grün, die Galionsfigur der Vereinigung. Dessen Roman *Irrlicht und Feuer*, der die Verschüttung von Bergleuten auf einer heimischen Zeche thematisiert, faszinierte Körner. Er selbst wollte jedoch keine Bergarbeiterliteratur schreiben, sondern ein Thema behandeln, das in der Literatur bis dahin so gut wie nicht vorkam: die Arbeitswelt in einer städtischen Verwaltung. Auf diesem Gebiet kannte er sich bestens aus. Nach dem Umzug seiner Eltern nach Dortmund war er Beamtenanwärter bei der Stadtverwaltung – eine Tätigkeit, die er widerwillig und in Ermangelung anderer beruflicher Vorstellungen angetreten hatte. Nachzulesen ist diese schwierige persönliche Findungsphase in drei Jugendromanen, die Körner zwischen Jahren 1976 und 1978 vorlegte. In *Der Weg nach Drüben*, *Und jetzt die Freiheit?* und *Im Westen zu Hause* schildert er seine eigene Geschichte mit

größtmöglicher Wahrheitstreue und schuf damit zugleich das Modell eines gegenwartsnahen, realistischen Jugendbuchs. Die Resonanz war groß, es erschienen mehrere Übersetzungen. Im Zentrum der Trilogie stehen die Schwierigkeiten eines Jugendlichen, der sich nur schwer in seine neue westliche Umgebung einleben und – sozialistisch indoktriniert – mit dem »kapitalistischen« politischen System arrangieren kann.

Im Dortmunder Sozialamt war Körner für die Betreuung mehrerer Obdachlosenheime zuständig. Mit deren Bewohnern verstand er sich gut, auch deshalb, weil er nach seiner Übersiedlung in die BRD selbst eine Zeitlang in einem Übergangslager gelebt hatte. Mit seinen Vorgesetzten kam es jedoch zu Konflikten. Beamtentum und Körners Auffassung von persönlicher Freiheit vertrugen sich nicht. Wiederholt traten Zerwürfnisse auf, die schließlich zu Körners Versetzung führten. Er war fortan Geschäftsführer der Werkkunstschule Dortmund (der heutigen Fachhochschule Dortmund) und der städtischen Volkshochschule. Die neuen Tätigkeiten hatte Körner, wie er schildert, dem damaligen Dortmunder Kulturdezernenten zu verdanken, der ihm, nachdem er Körners Roman *Versetzung* gelesen hatte, mehr Freiheiten in seinem Brotberuf ermöglichen wollte. Zuletzt war Körner im Dortmunder Kulturamt für die Literatur- und Kunstförderung zuständig, bevor er sich 1980, 43-jährig, für die freie Schriftstellerlaufbahn entschied.

Die literarische Qualität seines erfolgreichen Romandebüts *Versetzung* (es folgte 1968 eine Verfilmung der ARD) schätzt Körner heute gering ein. Der Roman fängt jedoch – unabhängig vom im Mittelpunkt stehenden Plot (der Sozialarbeiter Rolf Hagen spielt der Presse heimlich belastende Informationen über seine Arbeitsstelle zu) – das nihilistische Lebensgefühl einer »lost generation« im Ruhrgebiet jener Jahre ein. Das sei alles sehr authentisch geschildert, erläutert Körner heute, er habe damals tatsächlich so emp-

funden. Die Geschichte des Rolf Hagen, der ziel- und ambitionslos die Dortmunder Innenstadt durchstreift und seine sozialen Bindungen eher schlecht als recht pflegt, sei auch seine Geschichte gewesen.

Körner war in den 1960er/1970er-Jahren einer der jungen Wilden, die für neue Töne in der Ruhrgebietsliteratur sorgten. Andere Autoren, mit denen er bekannt und befreundet war, waren der Bochumer Frank Göhre, der Gelsenkirchener Rainer Horbelt und der Bochumer Werner Streletz. Man war infiziert von der modernen, »harten« amerikanischen Literatur und vom Pop-Literaten Rolf-Dieter Brinkmann. Bei Körner kam als weiteres Vorbild Émile Zola hinzu, dessen naturalistische Darstellung sozialer Stoffe ihm imponierte. Horbelts Abschlussarbeit an der Hochschule für Film und Fernsehen in München war eine Verfilmung von Körners Story *Todesarten*. Außerdem realisierte Horbelt eine Adaption von Körners Kinderbuch *Der ausgedachte Vater* (1974) für die Serie *Das feuerrote Spielmobil* (1974).

Körner war damals, wie Friedhelm Baukloh in einem Zeitschriftenbeitrag herausstellte (s. S. 31-35), eine, wenn nicht die große Hoffnung der Ruhrgebietsliteratur. Abzulesen ist dies an Literaturpreisen und Stipendien. 1967 erhielt Körner den Literatur-Förderpreis des Landes NRW für junge Künstler, zwei Jahre später einen Förderpreis der Internationalen Schriftstellervereinigung *Die Kogge*. 1973 wurde ihm der Förderpreis zum Annette-von-Droste-Hülshoff-Preis des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe verliehen. Es folgten Arbeitsstipendien des Landes NRW (1987 bis 1990) und ein Autorenstipendium der Stiftung Preußische Seehandlung (1989). Dem Goethe-Institut verdankte Körner Aufenthalte in Belgien, Frankreich, Dänemark, Schweden, Finnland und Island.

Körners erste Romane erschienen in einer aufregenden Zeit, in der »unendlich viel los« war (Frank Göhre). Drogen, wilde Pop-Konzerte, Happenings und Exzesse waren an der

Tagesordnung. All dies fand Eingang in Körners zweiten Roman *Nowack* (1969). Auch hier floss viel Autobiografisches ein, besonders Körners Passion für die Fotografie. Der Roman erlebte 2014 eine Neuauflage und wird in diesem Zusammenhang thematisch in die Nähe von Michelangelo Antonionis' Film *Blow up* (1966) gerückt. Das Credo der Hauptperson Harry S. Nowack lautet: »Natürlich, man muß irgendetwas tun, aber das braucht noch lange nicht in Arbeit auszuarten.« Nowack ist eine Kreuzung aus Gammeler und Dandy. Er arbeitet als freier Fotograf und dokumentiert mit seiner Kamera den wirtschaftlichen Verfall des Ruhrgebiets. Der Roman lebt von schrillen Szenen und schlagfertigen Dialogen. »Mit »Nowack« hat er [Körner] einen lupenreinen Poproman geschrieben und eine bitterböse Satire auf den Strukturwandel, bevor für diesen überhaupt ein Begriff existierte. Das Buch ist deshalb hochaktuell: In phantastisch realistischen Bildern berichtet es von einem Kapitalismus im Stadium der Krise und einer Arbeitsgesellschaft, der die Arbeit ausgeht« – so Steffen Stadthaus im Nachwort des Roman-Reprints. In formaler Hinsicht prägte Körners Liebe zur Fotografie die Struktur des Romans, der mit Mitteln der »Cut-up«- und Montage-Technik arbeitet. Dass Körner erneut ein politisches Thema aufgriff, erklärt er damit, dass damals viele Personen aus seinem Bekanntenkreis durch die Zeckenkrise arbeitslos geworden seien. Daran habe man nicht vorbeischaun können. Aber auch aus persönlichen Gründen stünden ihm soziale Stoffe nahe.

Mit *Nowack* löste sich Körner vom Realismus der Gruppe 61. Er schätzte das gesellschaftskritische Bewusstsein der Gruppierung, in literarischer Hinsicht aber war ihm die Abspiegelung der industriellen Arbeitswelt und besonders der Bergarbeiterwelt zu »platt« und eindimensional. Außerdem war die *Gruppe 61* damals bereits in Auflösung begriffen. An ihre Stelle trat der *Werkkreis Literatur der Arbeitswelt*. Für diesen stand nicht die ästhetische Qualität eines

Werks im Vordergrund, sondern dessen agitative Wirkung. Für Körner war eine solche Literaturauffassung – obwohl sie damals große Popularität genoss – keine wirkliche Option, wie ihm überhaupt literarische Gruppenbildungen suspekt sind. Im Interview bezeichnete er sich als Einzelgänger und nicht als »Teampayer«.

Dies zeigt auch sein weiterer literarischer Werdegang. Körner entsprach nicht den Erwartungen eines Literaturmarkts, der von ihm weitere Romane erwartete. Der Autor wollte sich jedoch nicht vereinnahmen lassen und das schreiben, was ihm selbst vorschwebte. Wichtiger als planbarer Erfolg war und ist ihm seine persönliche Freiheit, die mit seiner Maxime einhergeht, nur das zu schreiben, was ihm wirklich Spaß mache.

Das Vorhaben zu einem dritten Roman (*Eine Spur von Tango*, Vorabdruck in *hier. Ein Dortmunder Lesebuch*, 1972) gab er auf, nachdem ein Verlag aus dubiosen Gründen abgesprungen war. Er wandte sich zunächst Kurzgeschichten zu, in denen er reale persönliche Erfahrungen verarbeitete, die er sich in einer Espresso-Bar erzählen ließ (s. S. 46f.). Das Dokumentarische und O-Töne standen damals überhaupt hoch im Kurs. 1968 waren bei Suhrkamp Bettina Runges *Bottroper Protokolle* in Buchform erschienen (Hörspielfassung SWF/NDR, ebenfalls 1968), im Rundfunk stießen O-Ton-Hörspiele (Frank Göhres *Berufsbild*, NDR 1971; im Bereich des Niederdeutschen Norbert Johannimlohs *Airport Münsterland*, mehrere Sender 1971) auf große Beachtung und begründeten ein neues Hörspiel-Genre. Körner wählte für seine Erzählungen einen verknüpften Reportagestil, der dem mündlichen Ausdruck nahesteht und mit dem typischen Ruhrgebiets-Jargon operiert.

Daneben arbeitete Körner journalistisch und verfasste jahrelang Kolumnen für die Zeitschrift *Buchmarkt*, die in einer Auswahl in seinen Band *Ein freier Schriftsteller. Marginalien zum Literaturbetrieb* (1973) einfließen. In seinen kurzweili-

gen Essays berichtet er detailgetreu über die Hintergründe einer Branche, zu der er selbst immer mehr auf Distanz ging. Weiterhin verfasste er Beiträge für die viel gelesene Zeitschrift *Westfalenspiegel*, in der auch literarische Texte Körners zum Abdruck gelangten.

Zur selben Zeit entstanden – häufig in Kooperation mit seinem Freund Rainer Horbelt – Features für das Fernsehen, bei denen Körner teilweise selbst Regie führte. Nicht zu vergessen sind Körners Kinder- bzw. Jugendbücher *Ein Ham-Ham und das i* (1973) sowie *Der ausgedachte Vater* (1974), die einmal mehr die Vielseitigkeit seiner Schreibe unter Beweis stellen. Er betrieb damals wie auch späterhin eine »Vielfelderwirtschaft«, um einen Begriff Hans Dieter Schwarzes aufzugreifen.

Im Anschluss an weitere Romane, die auszugsweise im vorliegenden Lesebuch zu Wort kommen, wandte sich Körner Mitte der 1980er Jahre verstärkt dem satirischen Genre zu. Es entstanden rund 20 Kulturführer und Ratgeber, die teilweise Auflagen im 100.000er Bereich erzielten, wie etwa *Der einzig wahre Opernführer*. Die Abfassung solcher Titel ging Körner, wie er sagt, leicht von der Hand. Er investierte nicht länger als »ein paar Wochen« in die einzelnen Titel. Dennoch betont er, dass in Büchern wie *Körners endgültigem Anlageberater* oder *Körners endgültigem Karriereberater* nicht weniger Fachkenntnis und Recherchearbeit zum Ausdruck kämen als in mehrere hundert Seiten umfassenden Sachbüchern. Er schreibe in der Regel »sehr schnell«, gehe mit den Stoffen zuvor aber mehrere Monate, manchmal Jahre schwanger. Eine größere Bedeutung misst der Autor heute Büchern bei, die unter dem Stichwort »Lebenshilfe« zu rubrizieren sind. Er nennt hier vor allem die Titel *Meine Frau ist gegangen. Verlassene Männer erzählen* (1979; aktualisierte Neuausgabe unter dem Titel *Meine Frau hat mich verlassen. Männer erzählen von Trennung und dem Leben danach*, 1987) sowie *Noch mal von vorn anfangen. Männer erzählen, wie sie ihr Leben*

*veränderten* (1981). Diese Werke, wie auch sein *Drogen-Reader* (1980), erschienen bei großen Publikumsverlagen und erzielten zahlreiche Auflagen.

Ein Klassiker der Fernsehgeschichte ist Körners Serie *Büro, Büro* (ARD 1983/84), die den Autor als Meister der Situationskomik ausweist. Für die Pilot-Staffel schrieb Körner sechs von dreizehn Drehbüchern. Aufgrund des großen Erfolgs entstanden bis 1989 weitere Staffeln mit zuletzt 82 Episoden, von denen Körner das Drehbuch zu 26 Episoden beisteuerte. Auch für andere Serien, wie beispielsweise für die Trucker-Folgen *Auf Achse* (1995), die Comedy-Serie *Kurhotel Sonnenschein* oder den Fernsehkrimi *Violent Dreams*, verfasste er die Drehbücher.

Und Körner heute? Er arbeitet, wie er sagt, weiterhin täglich rund vier Stunden – nicht aus finanziellen Gründen, sondern weil es ihm Spaß mache. Seine Bücher erscheinen unter sieben oder acht Pseudonymen, genau könne er das gar nicht mehr auseinanderhalten. Er liebe dieses Spiel mit wechselnden Autorennamen, weil er so seinen Hang zur Parodie ausleben könne. Hinzu kommen vermeintliche Übersetzungen der Romane von Franca Permezza (aus dem Italienischen). In Wirklichkeit aber handelt es sich hier um ein weiteres nom de plume, hinter dem sich Körner selbst verbirgt (womit er sich im aktuellen Interview erstmals outete). Daneben schreibt er Rezensionen beispielsweise über amerikanische Thriller, aber auch dies nur dann, wenn ihn der Titel interessiere (vgl. etwa das Online-Magazin *GeoWis*). Obwohl ihm der Buchmarkt inzwischen mehr denn je zuwider ist («ein versifftes Gelände»), singt er ein Loblied auf den Schriftstellerstand als solchen. In keinem anderen Bereich könne man seinen Drang nach Freiheit und Unabhängigkeit derart ausleben – vorausgesetzt man hat, wie Körner, eine Erfolgsbasis, auf die sich aufbauen lässt.

Mit seinem langjährigen Wohnort Dortmund verbindet ihn eine Art Hassliebe. Er schätze die Stadt, könne sich

aber nicht mehr längere Zeit am Stück dort aufhalten. Die Reiselust des inzwischen 78-Jährigen – ein Alter, das man ihm in keiner Sekunde anmerkt – ist ungebrochen. Und wenn irgendwann mal der »Sensenmann bei ihm anklopfe«, wolle er dem Tod dadurch ein Schnippchen schlagen, dass er nicht anzutreffen und irgendwo auf der Welt unterwegs sei. Sagt's mit verschmitztem Lächeln und denkt dabei sicherlich schon an sein nächstes Buchprojekt.

## Textnachweise

Auszug aus *Versetzung. Roman*. Recklinghausen 1966, S. 5-7, 78-81, 136-141 – *Rückkehr im Nebel*. Aus: Wolfgang Körner: *Wo ich lebe. Storys und Berichte*. Wuppertal 1975 [in einem Band mit Richard Limpert: *Fragen so nebenbei. Gedichte und Songs* in der Reihe *NRW literarisch*. Hg. von Hugo Ernst Käufer, Band 4], S. 46-52 – *Ein freier Schriftsteller*. Aus: Wolfgang Körner: *Ein freier Schriftsteller. Marginalien zum Literaturbetrieb*. Düsseldorf 1973, S. 15-19 – Friedhelm Baukloh: *Junge Literatur aus Westfalen*. Aus: *Westfälenspiegel* 1968, H. 3, S. 20ff. – Auszüge aus *Nowack. Roman*. Düsseldorf 1969; hier zitiert nach der Neuausgabe Bielfeld 2014, S. 7-10, 23-26, 147-149 – *<Sich Geschichten erzählen lassen>* Aus: Körner: *Wo ich lebe* (a.a.O.), S. 17f. – *Party* aus ebd., S. 39-45 – *Die Zeit mit Harry*. Aus: Wolfgang Körner: *Die Zeit mit Harry. Erzählungen*. Dortmund 1970, S. 43-54 – *Realistisches aus der Arbeitswelt*. Aus: Wolfgang Körner: *Ein freier Schriftsteller* (a.a.O.), S. 45-48 – *Wo ich lebe*. In: Körner: *Wo ich lebe* (a.a.O.), S. 12-17 – *Die Supp-Kultur*. Aus ebd., S. 123-127 – Auszug aus *Eine Spur von Horst Wessel*. Aus: *Eine Spur von Horst Wessel oder die Überwindung der Angst. Beitrag zur literarischen Konjunktur*. Düsseldorf, Krefeld 1975, o. S. – Auszug aus *Und jetzt die Freiheit?* Recklinghausen 1977, S. 5-11 – Auszug aus *Ich gehe nach München. Roman*. Ravensburg 1977, S. 41-47 – Auszug aus *Die Zeit mit Michael. Eine Sommergeschichte*. Köln 1978, S. 37-44. 142-148 – Auszug aus *Büro, Büro oder die Untersuchungen des Azubi Sigbert Schmidt zum Faktor L in der Konrad-Lurzer-KG. Roman*. München 1983, S. 47-58 – Auszug aus *Kandinsky oder Ein langer warmer Sommer. Roman*. München 1984, S. 7, 38-41, 137-140 – *Satori in Alutgama?* Aus: Wolfgang Körner: *Willkommen in der Wirklichkeit. Zwölf Erzählungen*. München 1987, S. 144-160.



*Der Autor heute.*